Psychologische Skizzen

von

Edmund W. Kells.

Der Zauberspiegel. — Die Logik des Kindes. — Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. — Das Genie. — Die Psychologie in der neuesten französischen Litteratur.

Leipzig, 1893
Verlag von Ambr. Abel
(Arthur Meiner)

Psychologische Skizzen

Psychologische Skizzen

von

Edmund W. Rells.

[Ps. für Max Dessoir]

Der Zauberspiegel. — Die Logik des Kindes. — Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. — Das Genie. — Die Psychologie in der neuesten französischen Litteratur.

Leipzig, 1893

Verlag von Ambr. Abel

(Arthur Meiner)

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Herrn

Louis L. Meyer

in Berlin

als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Versuche, die in etwas anderer Fassung bereits in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht worden sind, erscheinen jetzt in der anspruchsvollen Form eines Buches. Dies Wagnis ist vielleicht deshalb berechtigt, weil ein innerer Zusammenhang nach zwei Richtungen hin die Abhandlungen miteinander verbindet. Zunächst tritt überall eine bestimmte Auffassung vom Wesen der Seele hervor, die im Schlußteil des „Zauberspiegels" näher ausgeführt wird. Alsdann liegt den Essais eine Vorstellung von der Aufgabe der Psychologie zu Grunde, wonach die Psychologie eine selbständige Wissenschaft ist und in enge Beziehungen zu dem wirklichen Leben gesetzt werden muß. Der Zweck der gesammelten Versuche ist der: eine Anzahl allgemein interessierender Probleme des Seelenlebens mit den Hilfsmitteln der gegenwärtigen Psychologie zu beschreiben und, wenn möglich, auch der Auflösung näher zu führen.

Diese Vorbemerkung klingt übrigens gelehrter als die Ausführung selber. In den „Skizzen" ist durchweg

ein leichterer Ton angeschlagen und alles vermieden, was zum Verständnis eine besondere Fachbildung voraussetzen würde. Wir — der Leser und ich — wollen darüber plaudern, wie man Thaler verschwinden läßt, die Zukunft erschaut, das Treiben des Kindes studiert, die Frauen zu Genies macht; wir wollen mit den Augen des Seelenkundigen in die weite Welt blicken, während gar viele Psychologen sich in ihre Sonderdisziplin wie in eine Tonne einschließen und nur gelegentlich zum Spundloch hinausgucken. Dann werden wir, fast unwillkürlich, die Überzeugung gewinnen, daß das Innenleben des Menschen nicht weniger der Beachtung wert ist als die heute vom Publikum bevorzugte äußere Natur.

Rells.

Der Zauberspiegel.

Des Rabbi ben Akiba altberühmter Spruch: „es ist alles schon einmal dagewesen" bewährt sich zum Erstaunen oft in der Geschichte der Wissenschaften. Keine Beobachtung, die nicht bereits früher gemacht, keine Behauptung, die nicht vordem schon aufgestellt worden wäre. Je mehr man einen Überblick über einen bestimmten Wissenschaftsbezirk gewinnt und je genauer man sich in seine Vergangenheit vertieft, desto sicherer gelangt man zu der Einsicht, daß selbst das anscheinend Neueste im Grunde ein Altes ist.

Da jedoch anderseits der unablässige Fortschritt in Natur- und Geisteswissenschaften nicht geleugnet werden kann, so muß das wesentliche Merkmal dieses Fortschrittes in etwas anderem als in dem Hinzutreten frischen Materiales liegen. Der Stoff bleibt durch lange Zeiträume hindurch beinahe unverändert, nur die Bearbeitung desselben wechselt; was demnach die Erhöhung unserer Kenntnisse bedingt, ist vornehmlich das wachsende Verständnis in der Aufhellung des Gegebenen. Zu allen Zeiten sind Äpfel vom Baume gefallen, aber

erst Newton hat den Vorgang in die richtige Beleuchtung gestellt und damit eine Handhabe geschaffen, mittels deren eine große Anzahl anderer Erscheinungen sich erfolgreich anpacken ließ. Das System wissenschaftlicher Begriffe wurde um einen Insassen vermehrt, der seinen Dank durch Aufhellung einiger bis dahin halb- oder nichterklärter Geschehnisse bewies.

Nun kann auch der begeistertste Anhänger unserer jetzigen Zustände nicht behaupten, daß sie vollkommen seien, sondern er wird eine Verschiebung der Schranken, welche heute Verstandenes vom Unverstandenen trennen, für möglich halten und erhoffen. Dazu kommt, daß ein gar großes Gebiet, das des Aberglaubens, fast völlig noch der Bearbeitung harrt. Es ist ja thöricht zu meinen, alle Erzählungen von Zauberei und dergleichen beruhten lediglich auf Schwindel. Wie sollten in allen Geschichtsepochen und bei sämtlichen Völkern der Erde dieselben Phänomene gleichmäßig berichtet werden können, wenn nicht irgend etwas Reales dahinter steckte! Der „Aufgeklärte“ freilich, das augenblickliche Begriffssystem für endgültig ansehend, zuckt vornehm die Achseln und verweist das für ihn „Übernatürliche“ in das Reich der Fabeln, der Vorsichtige dagegen hütet sich, so vorschnell abzusprechen, denn er weiß, daß früher ausgedehnte Territorien aus dem Besitz des Aberglaubens in die Hand der Wissenschaft übergegangen sind und sicherlich noch übergehen werden. So haben sich die berühmten Gottesladungen des Mittelalters als Wirkungen der Suggestion herausgestellt und die meisten Handlungen der Hexen als Folgen hysterischen Temperamentes er-

wiesen. So sind wir jetzt in der Lage, die Erzählungen vom Zauberspiegel*) ihrer thatsächlichen Grundlage nach zu verstehen und in die Lehren einer ausgebildeten Psychologie zwanglos einzufügen.

I.

Eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten derartigen Erzählungen muß mit dem Paradoxon eingeleitet werden, daß der Zauberspiegel keineswegs ein Spiegel zu sein braucht. Auch in glänzenden Metallflächen, in Bergkrystallen, in mit Wasser gefüllten Gläsern sollen Menschen räumlich und zeitlich Entferntes gesehen haben. Das Alte Testament erwähnt eine Weissagung aus dem Glanz der Edelsteine, wenn es von dem Urim und Thummim spricht, dem aus sechs hellen und sechs dunklen Edelsteinen bestehenden Brustschild, das der Hohepriester anthat, um von Jehovah Offenbarungen zu erhalten. Ganz ähnlich wird wohl in der Daktylomantie, der Weissagung aus Ringen, der abnorme Zustand durch Anstarren eines Ringsteines hervorgerufen worden sein. Gleichfalls in der Bibel findet sich die Wahrsagung aus glänzenden Metallbechern, denn nach der Septuaginta war der Becher, welchen Joseph dem Benjamin in den Sack legen ließ, der Becher, aus dem er zu weissagen pflegte. An-

*) Die bekannten japanischen „Zauberspiegel" beruhen auf sinnreichen physikalischen Vorrichtungen und haben mit unserem Gegenstand gar nichts zu thun, was gleich hier bemerkt sei, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen.

statt der Becher bediente man sich auch der Metallkugeln, Pfeile, Schwerter, Messer und metallenen Spiegel; ja selbst Jakob Böhme kommt durch den „lieblich jovialischen Schein" eines Zinnbechers zum Hellsehen, „so daß er nun zu dem innersten Grunde oder Center der geheimen Natur eingeführt wurde und allen Geschöpfen gleichsam in das Herz und die innerste Natur hat hineinsehen können." — Warf man Gold- und Silberplättchen, die mit geheimnisvollen Charakteren bezeichnet waren, in ein wassergefülltes Becken und suchte durch Anschauen derselben die „höheren Kräfte" zu wecken, so nannte man das Lekanomantie; beschränkte man sich auf Anstarren der Wasserfläche, so erhielt man die Hydromantie, welche durch im Wasser erscheinende Bilder Orakel erteilte.

Nur dadurch, daß das benutzte Wasser in bauchige Gefäße gegossen wurde, ist die Gastromantie von der Hydromantie unterschieden. Cardanus beschreibt gastromantische Experimente nach eigener Anschauung sehr ausführlich. Man stellte eine mit Weihwasser gefüllte Flasche auf einen weiß gedeckten Tisch in die Sonne. Über den Mund der Flasche wurden kreuzweise zwei Olivenblätter gelegt, drei brennende Wachskerzen um sie gestellt und mit Weihrauch geräuchert, worauf man ein an die heilige Helena gerichtetes Gebet sprach. Bald darauf sahen die im Schatten stehenden Mantiker Gestalten im Wasser, und zwar einmal einen Mann mit kahlem vorwärts gebeugtem Haupt, ein andermal einen rot gekleideten Mann. Cardanus selbst konnte nichts als eine Bewegung im Wasser wie von Sonnenstäubchen

und ein eigentümliches Blasenwerfen beobachten. — Auf demselben Prinzip beruht die Onimantie, bei welcher einer geeigneten Person der Daumennagel oder die innere Handfläche mit Öl und Ruß gesalbt wurde, worauf die Bilder in der von der Sonne bestrahlten oder von einer Kerze beschienenen spiegelnden Fläche erschienen*). Oft machte man es auch so, daß man Tinte in die gewölbte Hand goß und aus ihr weissagte.

Schon aus der einfachen Aufzählung dieser mannigfaltigen Prozeduren erhellt, daß die Wirkung nicht von der besonderen Beschaffenheit des „Zauberspiegels" abhängen kann. Aber es ist ein merkwürdiger Zug menschlichen Denkens, daß es alle Erscheinungen erst auf äußere Eigentümlichkeiten zurückzuführen strebt, ehe es den Grund dafür in sich selbst sucht: der Naturmensch sieht in allen Gedanken die Inspirationen guter oder böser Geister und selbst der Gläubige unserer Tage findet die Quelle außerordentlicher Erleuchtungen nicht in sich, sondern in einem anderen, dem höchsten Wesen. Es gehört schon ein sehr hoher Bildungsgrad dazu, damit der Mensch annähernd begreife, welche wunderbaren Kräfte in ihm schlummern und wie sehr er im eigentlichsten Wortsinn der Schöpfer seiner Wahrnehmungen und Gefühle ist. So hat man denn auch während der langen Zeit von drei Jahrtausenden nicht klar erkannt, daß beim Zauberspiegel das Schwergewicht auf der Person des Sehenden, nicht auf dem Hilfsmittel des Schauens

*) Ich entnehme diese Angaben Karl Kiesewetters Aufsatz: Hypnotisches Hellsehen, in der „Sphinx", I, 130, 1886.

liegt; will man also von einem „Aberglauben" sprechen, so kann man das mit gutem Recht thun in Bezug auf die falsche Verteilung der Werte. Die verkehrte Interpretation des Phänomens, als ob es in seiner Entstehung wesentlich von dem Gegenstande abhinge, hat dann die Fabeln von einem besonders unersetzlichen Wunderspiegel hervorgerufen, der als Heiligtum in einer bestimmten Familie bewahrt wurde und dessen Besitz jedem einen Einblick in die Geheimnisse der Natur und der Zukunft gewährleiste. Unzählige Opfer an Geld und Menschenleben sind solchen Hirngespinsten gebracht worden, ja noch heutzutage vertreiben einige englische Handlungen die „genau nach den besten Vorschriften verfertigten" Zauberspiegel und machen damit gewiß kein schlechtes Geschäft. In allen okkultistischen Schriften, in denen des alten Ägyptens wie in denen der Gegenwart, — und die Litteratur der Weissagung aus Spiegeln, der Katoptromantie, füllt ganze Bibliotheken — in allen, sage ich, finden sich Rezepte zur Bereitung besonders wirkungskräftiger, gläserner oder metallener Spiegel. Daneben freilich taucht ab und zu eine Ahnung von der Wichtigkeit der Persönlichkeit auf. Die Tradition bevorzugt bei solchen Experimenten keusche Jungfrauen, reine Knaben und schwangere Frauen, eine Auswahl, die trotz der sachlichen Mangelhaftigkeit jedenfalls den richtigen Grundsatz einer Betonung individueller Veranlagung befolgt.

Die größte Ausbreitung besaß und besitzt das Spiegelschauen im Orient. Aus Ägypten berichtete 1834 Lane, was er in Gemeinschaft mit dem englischen Konsul

Salt erlebt habe. Der betreffende Magiker schrieb zuerst auf einen Papierstreifen mysteriöse Anrufungen seiner beiden Schutzgeister, dann mehrere Koranverse, „die des Knaben Augen für die Vorgänge in der unsichtbaren Welt öffnen sollten.“ Dieser Papierstreifen wurde in eine mit stark duftenden Substanzen angefüllte Räucherschale geworfen und nun ein Knabe von den gerade auf der Straße spielenden Kindern hereingeholt. Der Zauberer ließ ihn die rechte Hand ausstrecken, zeichnete in die Fläche derselben ein magisches Quadrat ◇, dessen Ecken er mit arabischen Zahlen füllte, goß Tinte in die Mitte und befahl dann dem Knaben, aufmerksam auf die glänzende schwarze Fläche zu blicken. Anfänglich konnte der letztere nur das Gesicht des Magikers er-erkennen, aber allmählich, während der andere fortfuhr, beschriebene Anrufungen in die Räucherschale zu werfen, sah er einen kehrenden Besen, später eine Scene mit Fahnen und Soldaten und endlich, als Lane bat, den Lord Nelson herzubeschwören, einen Mann in dunkelblauer europäischer Tracht, der den linken Arm verloren „und ihn doch an der Brust habe“. In Wahrheit hatte Nelson den rechten Arm verloren und trug den rechten Ärmel über die Brust angesteckt; Lane fragte deshalb den Magiker, ohne sich merken zu lassen, daß ein Irrtum vorgefallen sei, ob die Gegenstände in der spiegelnden Tinte wie in Wirklichkeit oder wie in einem Spiegel erschienen. Die Antwort lautete: wie im Spiegel, und dadurch wurde die Divination als fehlerlos erwiesen. — Ein Gegenstück aus neuester Zeit mag hinzugefügt werden. Als Seringapatam vom General Harris und

Sir David Baird erstürmt wurde, zog sich der unglückliche Tipoo Saib zurück, um aus der Betrachtung eines Bechers die Zukunftsaussichten seiner Herrschaft zu erkunden. Nachdem er lange Zeit in sich versunken gesessen, sprang er plötzlich verzweifelt auf, eilte in die vorderste Reihe der Kämpfenden und fiel, mit Wunden bedeckt; so tief hatte ihn das unheilkündende Bild im Becher erschüttert.

In Europa wurde zur Zeit des klassischen Altertums besonders Hydromantie getrieben; auch der Byzantiner Andronikus Comnenus setzte sein Vertrauen für das Erkennen kommender Dinge auf das Wasser. Das Christentum verdammte dergleichen Zauberkünste als Teufelswerk. Thomas von Aquino sagt, daß die Sehergabe der Kinder nicht ihrer Unschuld, sondern bösen Einflüssen zuzuschreiben sei. Trotzdem ging die Kunst nicht zu Grunde; sie gelangte vielmehr im sechzehnten Jahrhundert, unter dem Schutz von Ärzten und Universitätsprofessoren, zu neuer Blüte. Der berühmte Humanist, Pico von Mirandola — zugleich Platoniker und Kabbalist — war überzeugt von der Kraft der Zauberspiegel und versicherte, daß es genüge, einen solchen unter günstiger Konstellation und bei der richtigen Wärme herzustellen, um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darin lesen zu können. Am erfolgreichsten jedoch trat Dr. Dee (1527 bis 1608) für die Sache ein. Er benutzte als Seher einen gewissen Kelly, der nichts weniger als „unbefleckt" oder „rein von Sünde" war, denn er hatte so viel Schurkereien verübt, daß man ihm gelegentlich beide Ohren abgeschnitten hatte, und als Vehikel

der Ekstase diente ein Krystall, an den nach damaliger Auffassung eine Reihe von Geistern gebunden war, die sich durch dramatische Scenen und auch manchmal durch Töne dem Kelly verständlich machten. Der „Shewstone" oder „Holy Stone" war rund und ziemlich dick; er soll auf wunderbare Weise in Dees Hände gelangt sein. Der umfangreiche Folioband des englischen Mathematikers über die Crystallomancy ist augenscheinlich später von Cagliostro ausgenutzt worden, obwohl sich letzterer einer etwas verschiedenen Methode bediente und eine Wasserkaraffe anstatt des Steines verwandte. Als letztes historisches Beispiel des Zauberspiegels wäre die Prophezeiung jenes Magikers zu nennen, der dem Herzog von Orleans die Regentschaft voraussagte auf Grund des Todes des Prinzen.

In unserem Jahrhundert bilden nicht mehr Höfe und Universitäten den Schauplatz für das Drama des Krystallsehens, sondern fast ausschließlich die Zirkel der Spiritisten. Der Spiritismus hat es verstanden, eine große Anzahl psychologischer Thatsachen in Beschlag zu nehmen, und hat dadurch die unbefangene Prüfung sehr erschwert, daß er dem Neuling die Thatsachen stets in Verknüpfung mit Geistertheorien darbietet. Durch böse Erfahrungen gewitzigt verhält sich das Publikum ablehnend gegen alles, was von spiritistischer Seite kommt, und übersieht nun leicht das Thatsächliche unter der Hülle kritiklosen Gefasels. Ich will auch hier bloß ein paar Beispiele hervorheben, die recht deutlich zeigen, daß man (nach dem großartigen Aufschwung der Chemie zu einer exakten Wissenschaft) den Grund der Erscheinungen nicht

mehr in Eigenschaften von Steinen und Spiegeln suchte, sondern sie den lieben Geistern in die Schuhe schob und somit eine noch größere Verwirrung hervorrief.

In Justinus Kerners Magikon heißt es: „Man richtet Fragen an die unkörperlichen Wesen, die in den glänzenden Gegenständen erscheinen, und der Seher oder die Seherin hört die Antwort in dumpfen Tönen. Diese Wesen machen auch Zeichen und erscheinen oft in Menge, manchmal nur zu dreien, — bei geübten Sehern in fünf bis zehn Minuten, bei ungeübten später. Die gewünschten Gegenstände erscheinen in ein paar Sekunden und verschwinden, wenn man sie nicht mehr braucht. Eine solche Seherin in Athen habe einen Kranken in Wien aufgefunden und alles aufs genaueste geschildert, wie die nächste Post bestätigte. Ein Knabe, der in einem mit Wasser gefüllten Arzneiglase abwesende Personen und deren Handlungen sah, soll selbst unbekannte Diebe hierdurch entdeckt haben.“ — Barth giebt folgende Vorschriften über das Krystallsehen: „Wenn der Krystall geformt und geschliffen ist, so weiht man ihn irgend einem Geiste; man nennt dies seine Konsekration. Vor seinem Gebrauche wird er geladen, d. h. es wird eine Aufrufung an diesen Geist gesprochen, worin man um eine Vision der Dinge bittet, die man zu erfahren wünscht; gewöhnlich wird eine junge Person gewählt, um in die Kugel zu sehen und die erbetene Vision zu betrachten; nach einiger Zeit wird der Krystall umwölkt und es erscheint eine winzige Vision, welche Personen, Dinge und Scenen, die zum Aufschluß nötig sind, im Miniaturbild darstellt. Hat man den gewünschten Auf-

schluß erhalten, so wird der Krystall entladen und man dankt dem Geist für die geleisteten Dienste und entläßt ihn." — Perty, dem ich dieses Citat entlehne, fügt treffend hinzu: „Hier wird also der eigene Geist als ein fremder angerufen." — Weniger schwerfällig, aber gleichfalls von Geisterhypothesen durchsetzt sind die neuesten Berichte anglo-amerikanischer Spiritisten. Ein Herr Rogers z. B. erzählt, er habe einen Krystall einer Dame in die Hände gegeben, die gar nichts von seiner magischen Verwendung wußte und trotzdem nach kurzer Zeit sehr ausführlich eine Scene beschrieb, in der ein anscheinend englischer Redner zu einer ausländischen Hörerschaft sprach, während hinter seinem Stuhl der ihn inspirierende Geist eines nordamerikanischen Indianers stand. Einige Monate später wurde die Dame zufällig bei dem Konsul der Vereinigten Staaten für Trapezunt eingeführt, den sie sogleich als die Hauptperson ihrer Vision erkannte und der auf Befragen bestätigte, daß er um jene Zeit dort einen Vortrag gehalten habe, ja daß er nach Aussage spiritistischer Medien von dem Geist eines Indianers kontrolliert werde. — In Deutschland dürften am bekanntesten sein die „Visionen im Wasserglas" der Frau Adelma v. Vay, geb. Gräfin Wurmbrand. In einem kleinen Büchlein berichtet sie über 90 Experimente, die in den Jahren 1869—1875 angestellt wurden. Frau v. Vay sieht ihre Bilder ohne Schwierigkeit, manchmal in den natürlichen Farben, manchmal in den Schattierungen zwischen Weiß und Schwarz, oft nur für den Augenblick, dann wieder längere Zeit andauernd oder auch gleich Nebelbildern sich verwandelnd. Sie diktiert

während des Schauens ihrem Mann die Beschreibung in die Feder, der „Spirit" giebt ergänzende Erklärungen und das Eintreffen oder Nichteintreffen von Zukunftsprophezeiungen wird „sorgfältig" notiert.

II.

Ehe ich von dem historischen Bericht dazu übergehe, eine Reihe systematischer Experimente zu schildern und die Theorie derselben zu entwickeln, will ich noch kurz besprechen, welche Rolle der Zauberspiegel in der Dichtung spielt. Denn zumal in den Gebilden der Volkspoesie, in Märchen und Sagen, findet sich oftmals eine künstlerische Vorwegnahme von Einsichten, die erst Jahrhunderte später eine fortgeschrittene Kultur wissenschaftlich zu belegen im stande ist: der hellseherische Blick des Genius erfaßt frühzeitig, was in später Zukunft das bewußte Eigentum der ganzen Menschheit wird. Und ebenso in der halbunbewußten Kunst des Einzeldichters. Des Dichters Einbildungskraft, getragen von einem unmittelbaren Wahrheitsgefühl und der Selbstbesinnung eines typischen Menschen, wirft öfters blitzähnliche Helle in die dunklen Regionen unserer Innenwelt; sie erfindet an der Hand der im Volksinstinkt lebenden Thatsachen intuitiv allerlei Kombinationen, lange bevor diese für die Durchschnittsanschauung glaubhafte Möglichkeit oder gar mögliche Wirklichkeit besitzen. Aber die nähere Zergliederung künstlerischer Symbolik gehört zu den schwersten Aufgaben der vergleichenden Psychologie.

Um aus der Masse der Beispiele gleich ein recht markantes hervorzuheben, sei an die „Geschichte von dem jungen König Zein Alasnam und dem König der Geister" erinnert. Zein Alasnam sucht eine neunte Bildsäule von wunderbarer Schönheit, die der Geisterkönig ihm auch verspricht, sobald „du mir eine Jungfrau bringst, die mindestens fünfzehn Jahr alt und vollkommen schön ist. Sie darf aber nicht eitel sein auf ihre Schönheit und noch nie eine Unwahrheit geredet haben." ... Mit Hilfe dieses Spiegels nun fand Zein nach vielen vergeblichen Versuchen — denn der Spiegel war immer trübe, wenn er in Gegenwart eines Mädchens hineinsah — endlich eine Jungfrau, bei welcher ihm ein helles Bildnis klar aus dem Spiegel entgegenstrahlte. Durch List brachte Zein diese edle Jungfrau, zu der er inzwischen selber in glühender Liebe entbrannt war, zum König der Geister, freilich nur auf dringendes Zureden seines treuen Dieners, denn er selbst hätte die Jungfrau gern besessen. Der Geisterkönig dankte ihm und sagte, er möge nach seiner Heimat zurückkehren, woselbst er die versprochene neunte Bildsäule auf dem mittleren goldenen Fußgestell vorfinden werde. Zein eilte nach Hause und in die Schatzkammer hinab. Da stand auf dem neunten Fußgestell mit rosenrotem, verschämtem Angesichte, ganz in rosenrote Seide gekleidet, eine unbewegliche Bildsäule. Zein Alasnam, von dem Lichte der anderen Bildsäulen geblendet, trat in den Kreis, um sie näher zu sehen, und siehe da! plötzlich stieg die Bildsäule von dem Fußgestell herunter und lag in seinen Armen — es war dieselbe schöne, tugend-

volle Jungfer, die er dem Könige der Geister zugeführt hatte. Sie weinte Thränen der Freude und Zein Alasnam weinte mit ihr . . .

Die Pointe: ein Spiegel, der nur dann dem Besitzer eine klare Fläche zeigt, wenn eine reine Jungfrau dabei steht, ist durchaus nicht so märchenhaft als es auf den ersten Blick scheint. Ob die Fläche trüb oder klar aussieht, hängt selbstverständlich von dem Seher ab, da es sich nur um eine subjektive Wahrnehmung, nicht etwa um ein objektives Beschlagen des Glases handelt. In dem Fall nun, wo das Mädchen keinen Eindruck auf den Jüngling gemacht hat, wo die Seele unbewußt eine ungünstige Entscheidung getroffen hat, wird das Bild undeutlich wahrgenommen werden und so auf einem seltsamen Umweg das sich kundthun, was in den Tiefen schlummernd ruht: der Spiegel sagt nichts anderes aus als das, was wir hineinlegen, aber er teilt es jenem Tagesbewußtsein mit, das von den geheimen Prozessen des Innenlebens nichts oder wenig weiß. Ähnlich erklären sich die Wunderthaten anderer Märchenspiegel, sobald wir den unnötigen Aufputz beiseite lassen. Eine mittelalterliche Sammlung solcher Geschichten, das „buch aller verbotenen kunst“ (1455) giebt moralische Randglossen von geschichtlichem Wert. Es sei daher gestattet, auch an dieser Stelle ein paar Zeilen daraus abzudrucken.

„Die maister und iregleichen die treiben die kunst pyromancia auch in ainem schlechten spiegel und lassen kinder darein sehen die sie dan auch vast beswern und in auch verporgne wort einraunen und mainent vast

vil darin zu erfragen. das ist alles ein ungelaub und des boesen tewfels gespenst und verfuerung. huet dich du christen, ich warn dich gar treulich. auch treibt man die sach in ainem schönen glanzen pulierten swert . . . In der kunst pyromancia sind auch gar vil ander ungelauben, und nemlich ainer der sol des gewiss sein, der ist der allerschnoedest und boesest, wann so man ie vester gelaubt an soelich zauberey so si ie mer ist sünd. das stueck gat zu, das die knaben kuenftige und alle ding suellen sehen in ainem cristallen. das stueck treiben die valschen verzweifelten und verzagten christen, den dann lieber ist des tiuefels gespenst und trugnuss, dan die warheit gottes in maniger hand weis. ettlich haben gar ain lautern schoenen gepulierten cristallen oder parillen, den lassen sie waihen und halten in gar rain und lesen dazu weirrauch, mirren und desgleichen, und wann sie die kunst treiben woellen, so warten si uf gar ainen schoen tag oder haben ain rain gemach und darin gar vil geweichter kerzen; die maister gan den gen bad und nemen dann das rain chind mit in und beclaiden sich dan in raines weiss gewand, und sitzen nider und sprechen in zauber bact, und prennen den ihr zauberopfer und lassen dan den knaben in den stain sehen und raunen im in seine oren verporgen wort die suellen vast hailig sein, warlich, die wort sind tewflisch.“

Gerade hundert Jahre später erschien ein ähnliches Sammelsurium, mit Beziehungen auf die neuere Zeit und die christliche Ethik durchflochten, der „Neupolierte Geschicht- Kunst- und Sittenspiegel ausländischer Völker". Da heißt es unter anderem:

„Es ist bekannt / daß / in manchen Staedten / bey uns / unterweilen alte Weiber / auch wol zu zeiten Männer / den Leuten / welchen GOtt eine Straffe schuldig ist / in Spiegeln und Krystallen weisen / was sie zu wissen begehren. Also hat / fuer einigen Jahren / zu Elbingen in Preußen / einer sich aufgehalten / welcher / aus einem solchen Wahrsager-Spiegel / die Verborgenheiten verkuendiget / und den Fuerwitzigen angedeutet hat. Mit dem Krystall-Gucken / wird zwar mancher / von den alten Sagen-Sprecherinnen / getaeuscht / und falsche Mutmaßungen / oder behende Augenblendungen / ihm fuer eine Gewißheit verkauft: weil solche Vetteln niemals / unter dem Schein der Wahrsager-Kunst / ihren Betrug spielen / und weder Gutes noch Boeses wissen. Nichts destoweniger stehen dennoch auch viel solcher alten Sibyllen mit dem schwarzen Kaspar in guter Vertraulichkeit und koennen / in den Spiegeln / oder Krystallen / durch Huelfe und Vermittelung dieses boesen Geistes / den Erfolg kuenfftiger Begebenheiten fuerbilden. Wie dessen Herr Johannes Rist ein merkliches Exempel erzaehlet welches er / in seiner Jugend / mit seinen leiblichen Augen / gesehen / in einer großen Stadt: darin er sich damals / bei fuernehmen Leuten / aufgehalten / die einen feinen wohlgearteten Sohn gehabt / welcher nachgehends zu hohen Ehren-Aemtern gestiegen."

Nunmehr folgt eine „Denkwuerdige Geschicht von der Krystall-Guckerey", die alle sagenhaften Elemente der Zauberspiegel-Legenden geschickt verwertet. Da finden wir den Spiegel, der dem Besitzer stets die Wahrheit enthüllt und vermittelst dessen man in die Ferne

blicken kann; auch ein Motiv der noch heute üblichen Ammenmärchen klingt hervor: daß nämlich, wenn Kinder nachts in den Spiegel blicken, ein fremdes, garstiges Gesicht herausgucke. Im einzelnen aber bietet die Geschichte nichts Interessantes und so können wir sie und ihre Genossinnen beiseite lassen, um schnellen Schrittes der Gegenwart zuzueilen. Wem fiele da nicht sofort Ernst Theodor Amadeus Hoffmann ein! Er, der alles Absonderliche und Geheimnisvolle mit Vorliebe in den Zauberkreis seiner Dichtungen gezogen hat, wird zweifellos auch unseren Gegenstand berücksichtigt haben. In der That findet der Zauberspiegel sich zu dreien Malen verwertet, einmal in der Skizze „Der goldene Topf", dann in den „Lebensansichten des Kater Murr" und endlich in der Novelle „Das öde Haus". Aus der letzten Novelle seien ein paar Proben nach den Gesichtspunkten dieser Arbeit hervorgehoben.

. . . Ein kleines verlassenes Häuschen gilt für verrufen; es werde daselbst ein Geheimnis vor aller Welt verhüllt. „So sagte man in der Stadt, aber den, der diese Geschichte seinen Freunden erzählte, ließ es nicht ruhen, er mußte immer an das Haus mit den verhängten Fenstern denken und ging täglich an demselben vorbei. Einst, als er wieder in der Straße lustwandelte, sah er die Gardine sich bewegen und eine mit einem Brillanten geschmückte weiße, schön geformte Hand eine Krystallflasche auf die Fensterbank stellen. Die Erinnerung an dieses Bild erweckte in ihm einen visionären Traum und als er andern Tags wieder zu dem Fenster emporblickte, sah ihn wehmütig flehend jenes Antlitz

seiner Vision an. Er ließ sich auf eine dem Haus gegenüberstehende, aber demselben den Rücken zukehrende Bank nieder, um über die Lehne gebeugt ungestört das verhängnisvolle Fenster mit dem holdseligen Mädchen anschauen zu können. Vertieft in deren Anblick merkte er gar nicht, wie ein italienischer Tabulettkrämer ihm seine Sachen anbot. Am Arm gezupft gab er dessen Reden endlich Gehör, der mit den Worten: »Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!« den unteren Schub seines Kastens herauszog und mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schub unter anderen Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vorhielt. — Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenster und in den schärfsten Zügen die holde Engelsgestalt meiner Vision. — Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen." ... „Den kleinen Spiegel, der mir so täuschend das anmutige Bildnis reflektiert, hatte ich zum prosaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde festzuknüpfen. So geschah es, daß er mir, als ich einst dies wichtige Geschäft abthun wollte, blind erschien und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu polieren. — Alle meine Pulse stockten, mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen! — ja so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, sowie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenem wehmütigen, das Herz durchbohrenden Blick anschaute! — Ihr lacht? — Ihr seid

mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber sprecht, denkt, was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber sowie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funkeln des Spiegels."

„Ich will euch nicht ermüden, ich will euch nicht herzählen alle Momente, die sich einer aus dem andern entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervorzurufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben . . . Ich lebte nur in dem Gedanken an sie, alles übrige war abgestorben für mich, ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien... Oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Übelbefinden, die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanze hervor, daß ich sie zu erfassen wähnte. Aber dann kam es mir auf greuliche Weise vor, ich sei selbst die Gestalt und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Brustschmerz und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine das innerste Mark verzehrende Erschöpfung hinterließ. In diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt und trat dann das Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, so mag ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir sonst fremder physischer Reiz verband..."

III.

Man sieht, mit welchen farbenprächtigen Gebilden Märchen und Dichtung die Thatsachen des Zauberspiegels umsponnen haben. Für die Wissenschaft entsteht nun die Aufgabe, aus diesen glänzenden Hüllen den realen Kern mit Hilfe nüchterner Untersuchung herauszuschälen, und das kann begreiflicherweise nur durch das Experiment geschehen. Leider vermag ich selbst nicht über erfolgreiche Versuche zu berichten, denn trotz wiederholter Ansätze ist es mir nicht gelungen, aus Spiegeln, Krystallen, Wasserflächen u. s. f. irgend welche Bilder hervorzulocken. Dagegen hat neuerdings Frl. A. Goodrich in London, ein Mitglied der englischen Society for Psychical Research, über eine große Anzahl hergehöriger Beobachtungen berichten können.

Unsere Berichterstatterin verfügt über mehr als siebzig eigene Experimente, von deren Verlauf sie — was für die Beurteilung der Genauigkeit von größtem Werte ist — sich stets unmittelbar, höchstens eine Stunde hernach ihre Notizen gemacht hat. Sie benutzte die verschiedensten Mittel zur Hervorrufung der Hallucinationen. Anfangs die bunten Kugeln, wie man sie an Weihnachtsbäume zu hängen pflegt, oder die Rückseite einer goldenen Taschenuhr; indessen stellte sich bald heraus, daß beide Objekte durch ihren starken Glanz die Augen ermüden und die Visionen leicht ins Groteske verzerren. Ein Glas mit Wasser zeigte sich unbequem für die Handhabung, besonders im Dunkeln, und Spiegel besitzen auch manche störende Eigentümlichkeiten.

Sehr wirksam war, zumal bei Tageslicht, ein auf dunklen Grund gelegtes Vergrößerungsglas und eine schwarzgerahmte Photographie an der vom Licht getroffenen Zimmerwand. Am besten jedoch konzentrierten sich Blick und Aufmerksamkeit auf einen gut geschliffenen Bergkrystall. Der modus operandi war dann, da zum Glück alles mystische Brimborium fortgelassen wurde, sehr einfach: die Dame umhüllte den Krystall mit schwarzem Drap, stellte ihn so, daß keine umgebenden Gegenstände darin reflektiert wurden, und harrte der kommenden Dinge.

Was ereignete sich nun? — Als verhältnismäßig einfachstes Beispiel sei an erster Stelle Nr. 7 aus der Reihe wiedergegeben. „Ich finde im Krystall ein Stück einer dunklen Mauer, mit weißem Jasmin bedeckt, und frage mich selbst: »Wo bist du heute entlang gekommen?« Ich erinnere mich durchaus nicht eines solchen, in Londoner Straßen doch ungewöhnlichen Anblicks, will aber morgen genau den heutigen Spaziergang wiederholen und auf solche Mauern achten. Der nächste Tag löst in der That das Rätsel. Ich finde die betreffende Stelle und erinnere mich jetzt auch, daß ich in dem Augenblick, wo wir daran vorbeigegangen sind, mit meiner ganzen Aufmerksamkeit in ein Gespräch mit meiner Begleiterin vertieft war." Dies ist ein sehr einfacher Fall, wo ein kürzlich, wenngleich unbewußt, aufgenommenes Gesichtsbild aus den unterirdischen Seelenschichten emportaucht, in die es herabgesunken war. Ein ähnliches Beispiel bietet Nr. 68. „Ich hatte aus Nachlässigkeit einen Brief fortgeworfen, ohne mir die Adresse meines

Korrespondenten aufzuheben. Ich wußte noch die Gegend und entdeckte auch beim Nachsuchen auf der Landkarte die Stadt, deren Name mir freilich entfallen war, aber durch das Lesen wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde; für den Namen der Straße oder des Hauses jedoch fehlte mir jeder Anhalt. Da kam ich auf den Gedanken, meinen Krystall auf die Probe zu stellen, und richtig, nach ganz kurzer Zeit erschien in grauen Lettern auf weißem Grunde das Wort »Hibbs House«*). In Ermangelung einer besseren Information riskierte ich es und versah meinen Brief mit der mir in keiner Weise vertrauten Adresse. Der übernächste Tag brachte mir die Antwort; an der Spitze des Bogens stand in grauen Lettern auf dem weißen Papier »Hibbs House«."

Solche Kunststücke des Gedächtnisses erscheinen noch wunderlicher, sobald ihnen bloß eine mittelbare Anregung zu Grunde liegt. Es passiert einem wohl, daß man plötzlich an einen längstverstorbenen Freund denkt, weil man zufällig seine Lieblingsspeise sieht. Hier wird also kein direkter Reiz ausgeübt, sondern indirekt durch Ideenverkettung das Bild jener Person aufgefrischt. Dasselbe tritt uns in dem elften Experimente entgegen. „Ich sehe ein ganz unerwartetes und verwirrendes Gemälde — einen schmucken Eichenstuhl, dann eine alte Hand, einen abgetragenen Rockärmel auf der Lehne — allmählich interpretiert als Erinnerung an ein Zimmer

---

*) In England besitzen die meisten Häuser außer ihrer Bezeichnung nach Straße und Nummer noch einen weiteren Namen, der gewöhnlich von dem Erbauer herrührt.

einer Landpfarrei, welches ich seit meinem elften Lebensjahr nicht mehr betreten habe. Aber woher stammt diese Vision, durch welche Association ist sie heraufbeschworen worden? . . . Endlich finde ich den Schlüssel. Ich habe heute Dante gelesen, in dessen »Göttliche Komödie« ich durch unseren alten lieben Vikar vor so langen Jahren eingeführt worden bin." Der Vorgang, der sich zum größten Teil außerhalb der Sphäre eigener Kenntnis abspielt, ist also der folgende: Dante-Lektüre reproduziert die Vorstellung »Vikar« — die Vorstellung Vikar erzeugt das Bild des Zimmers — dies Bild veräußerlicht sich.

Nun kann man aber auch bewußt in diese Vorgänge eingreifen. Es giebt genug Leute, die bei geschlossenen Augen sich Phantasiebilder von überraschender Wirklichkeitstreue hervorzaubern können, und zumal Künstlernaturen verfügen über reiche Anlagen nach dieser Richtung. Von Georges Sand erzählt uns der Biograph, sie habe oftmals am Kaminfeuer, zu der Mutter Füßen sitzend, den alten grüngefärbten Ofenschirm betrachtet, um aus dem Wiederschein der Flammen Gestalten und Scenen zu formen. Ähnlich unsere englische Dame. Gerade wie ein phantasiereiches Kind sich selbst Geschichten erzählt, so schafft sie sich zum Zeitvertreib in Dämmerstunden Gruppen von Figuren und projiziert sie in den Krystall, und so fremd ist das „unbewußte" Ich dem bewußten, daß manchmal das kleine sich nun entwickelnde Drama dem eigenen Schöpfer die größten Überraschungen bringt. Diese Unabhängigkeit zweier Sphären in unserem Bewußtsein tritt mit überraschender Schärfe dann hervor, wenn besondere Hilfsmittel zur

Entzifferung der Visionen zu Rate gezogen werden müssen.

(Nr. 74). „Am 20. März brauchte ich zufällig das Datum für Ptolemäus Philadelphus, konnte mich jedoch nicht darauf besinnen und fühlte bloß, daß ich es einst gewußt hatte und daß es mit irgend einem bedeutenden Ereignis in Verbindung stehe. Als ich einige Stunden später in den Krystall blickte, fand ich das Bild eines alten Mannes mit weißem Haar und Bart, der wie ein Bühnen-Shylock angezogen war und emsig in einem großen, massiv beschlagenen Buche schrieb. Ich wunderte mich lange, wer er wohl wäre und was er thäte, bis mir einfiel: das wäre eine gute Gelegenheit, das Vergrößerungsglas in Thätigkeit treten zu lassen. Die Lupe belehrte mich sofort, daß der alte Herr Griechisch schrieb, doch verschwammen die Linien ineinander und es blieben bloß deutlich sichtbar die lateinischen Ziffern LXX. Da schoß mir es plötzlich in den Kopf, das wäre einer der jüdischen Gelehrten der Septuaginta (LXX) und ihr Datum, 227 v. Chr. G., würde auch ganz gut für Ptolemäus Philadelphus passen. Ich muß hinzufügen, daß, obwohl es mir im Augenblick nicht gegenwärtig war, ich einst die Geschichtsdaten nach einem mnemonischen System gelernt hatte, das Buchstaben für Ziffern einsetzte und für diese Zahl die Merkregel gab: »Now Jewish Elders indite a Greek copy.«"

Die wegen äußerer Schwierigkeiten freilich nur selten mögliche Anwendung der Lupe ist ein überzeugender Beweis für den Grad der Unabhängigkeit der beiden Bewußtseinskreise in uns. Man kann sich kaum etwas Er-

staunlicheres aussinnen, als die vorliegende Thatsache: wir schaffen etwas, das sich sofort unserer Gewalt entreißt und ein völlig unabhängiges Leben führt, wir erzeugen. etwas., das für uns selbst zum stummen Rätsel wird und nur durch künstliche Mittel aus seinem gespensterhaften Schweigen geweckt werden kann.

„Der Riß, der durch die Schöpfung klafft,
Geht mitten auch durchs Menschenherz . . ."

So mag es sich ereignen, daß unser zweites Ich das erste gelegentlich geradezu mystifiziert.

Einmal erschien eine große Anzahl von Buchstaben im Krystall, jeder Buchstabe einzeln, in heller, roter Farbe. Anfangs schienen sie schlechthin ohne Sinn, aber endlich fand man heraus, daß sie in sich Worte bildeten, sobald man rückwärts buchstabierte. Die Botschaft lautete: d e t n a w a e n o e m o s o t n i o j a e t a v i r p e l c r i c t s u m e b g n i l l i w o t e v i g s e v l e s m e h t p u o t e h t t c e j b u s. Das bedeutet: Wanted (d e t n a w) a someone to join a private circle, must be willing to give themselves up to the subject. (Es fehlt jemand einen Privatzirkel zu schließen und muß diese Person willig sein, sich selbst als Subjekt zu geben.)

Wir kommen jetzt zu einer dritten Gruppe von Experimenten, bei denen ein ganz neues Moment ins Spiel tritt. Während wir bisher Dinge im Zauberspiegel sich enthüllen sahen, die nachweislich oder vermutlich bereits im Gehirn des Operators vorhanden waren oder, wo dies nicht zutrifft, jedenfalls keine äußere Bedeutung besaßen, hören wir jetzt von Versuchen, bei

denen unbekannte Ereignisse zur Verkündigung gelangt sein sollen. Ich würde von solchen Berichten räumlichen oder zeitlichen Hellsehens hier gar keine Notiz nehmen, wenn nicht die Gewährsperson einen so überaus gewissenhaften und wissenschaftlichen Eindruck machte. Die englische Dame ist, wie ich aus unserem Briefwechsel zu ersehen glaube, eine sehr kritische Natur und weiß recht gut in den üblichen Fehlerquellen Bescheid, so daß mir ihr Zeugnis wertvoller erscheint als das von allen früheren Autoren zusammengenommen. Es wäre ja viel bequemer, wenn sich bei den neuesten Untersuchungen herausgestellt hätte, daß alle Zauberspiegelphänomene auf das bisher meist mißverstandene Walten der eigenen Seele zurückgingen, aber da ein kleiner Rest sich nicht in die Rechnung fügen will, so müssen wir als ehrliche Menschen das auch offen aussprechen. Ohne also eine ausführliche Theorie zu versuchen, will ich doch ein paar Fälle herausgreifen, dem Leser es überlassend, ob er sie als „zufällig" zur Seite werfen oder als beachtenswert anerkennen will.

(Nr. 64.) „Am Sonnabend, den 9. März, hatte ich einen etwas ungeduldigen Brief an eine Freundin geschrieben, in dem ich ihr vorwarf, daß sie, nach zweimonatlichen Reisen auf dem Kontinent, jetzt schon zehn Tage in London verweile, ohne mich zu besuchen. Ich war daher nicht überrascht, als sie am Sonntag Abend vor mir im Krystall erschien, konnte jedoch nicht begreifen, weshalb sie mit abbittender Geberde eine Musikmappe in die Höhe hielt. Am Montag erhielt ich die tags zuvor geschriebene Antwort, die mir als Entschuldigung

mitteilte, meine Freundin besuche jetzt die königliche Musikakademie und sei während des größeren Teiles des Tages dort beschäftigt. Diese Erklärung war mindestens unerwartet, denn die Dame ist eine verheiratete Frau, die sich immer nur als Dilettantin mit Musik beschäftigt und ihre Erziehung in der üblichen Weise vor der Hochzeit »abgeschlossen« hat. Ich habe mich später versichert, daß sie in Wirklichkeit eine der gleich nach der Vision aufgenommenen Skizze entsprechende Musikmappe trägt."

Der Fall wäre am einfachsten zu erklären, wenn man annehmen könnte, die Berichterstatterin hätte einmal von dem Beginnen ihrer Freundin flüchtig gehört. Dann wäre das Ganze eine auftauchende Erinnerung und die Uebereinstimmung der gesehenen und der wirklichen Musikmappe ein Spiel des Zufalls. Aber diese Annahme scheint gegenüber der Sorgsamkeit und der Selbstbeobachtung des Fräulein Goodrich kaum gerechtfertigt, und so blieb die Möglichkeit einer telepathischen Beeinflussung als einzige Erklärung übrig. Nämlich so. Die Freundin denkt beim Niederschreiben der Entschuldigung lebhaft an ihre gewissermaßen in der Musikmappe konzentrierte Thätigkeit und übermittelt dieses Bild dem aufnahmsfähigen Unterbewußtsein der anderen Dame. Dort schlummert die Vorstellung, bis sie durch den Zauberspiegel in das Sinnenleben hinübergelockt wird — derselbe Prozeß, den wir bisher kennen gelernt haben und nachher genauer erklären werden. Es handelt sich also bloß um das erste Glied, um die telepathische Übersendung, und da läßt sich heute nur sagen, daß sie von einigen

hervorragenden Forschern (Sidgwick, Myers, Richet u. A.) auf Grund eigener Erfahrungen für eine Thatsache gehalten, von der Mehrzahl jedoch als unbewiesen verworfen wird. Für uns steht fest, daß eine solche Hypothese sich nützlich erweisen würde, da ähnliche Berichte wie der letzterwähnte neuerdings mehrfach veröffentlicht worden sind. In den „Proceedings of the American Society for Psychical Research“ findet sich beispielsweise die folgende analoge Erzählung einer Mrs. C. M. „Ich wünschte sehr, einen Herrn H. zu sprechen, wußte aber nicht, an welchem Tage er kommen würde. Am 19. Juli 1887 wurde ich aus meinem Bureau abberufen und befestigte, bevor ich fortging, an der Thür eine Karte mit den Worten: »Wird bald zurückkommen.« Ich blieb eine Stunde fort. Bei meiner Rückkehr sagte mir der Aufzugdiener nicht, daß jemand für mich dagewesen wäre; als ich jedoch in die Nähe meiner Thür kam, sah ich einige geschriebene Worte unter der gedruckten Zeile »Wird bald zurückkommen« und las: »Herr H. ist hier gewesen und wird wiederkommen.« Beim näheren Zusehen aber verschwanden die Worte. Nach kurzer Zeit trat Herr H. wirklich in mein Bureau: er hatte weder seinen Namen noch eine Mitteilung hinterlassen, er hatte indessen meine Gesichtszüge seinem Geist sehr fest eingeprägt, in der Absicht zu sehen, ob ich irgendwie dadurch beeinflußt oder von seiner Ankunft benachrichtigt würde.“

Will man sich hier nicht bei einer Zufälligkeit, gesteigert durch die gespannte Erwartung der Frau M., beruhigen, so muß man sich denken, daß die weiße Fläche der Karte ähnlich auslösend gewirkt hat wie der

Krystall des vorigen Beispiels. Der fernwirkende Reiz hat unbemerkt die Seele getroffen und sich erst in dem Augenblick in eine bewußte Vorstellung umgesetzt, wo der Blick auf die Karte eine Bildung von Hallucinationen begünstigte. — Endlich sind noch einige Fälle zu erwähnen, in denen selbst diese Vermutungen nicht zureichen und zwar deshalb nicht, weil die gesehenen Ereignisse erst künftig geschehen sollten. Was noch nicht geschehen und in seinen Einzelheiten nicht vorauszusehen ist, kann aber weder aus dem Erinnerungsschatz der eigenen Seele noch aus der Fernwirkung einer anderen stammen, es muß also ein zeitliches Hellsehen angenommen werden — vorausgesetzt, daß alle Fehlerquellen ausgeschlossen seien. Man urteile selbst.

(Nr. 36.) „Im letzten Januar sah ich im Krystall die Gestalt eines Mannes, der sich an ein schmales Fenster schmiegte und von außen in ein Zimmer blickte. Ich konnte seine anscheinend verhüllten Gesichtszüge nicht erkennen, aber da der Krystall an dem Abend besonders dunkel und das Bild nicht sehr angenehm war, so beharrte ich nicht weiter. Ich dachte, die Vision wäre die Folge eines in meiner Anwesenheit geführten Gespräches über viele Einbruchs- und Diebstahlsgeschichten aus den letzten Tagen und vergegenwärtigte mir mit einer gewissen Befriedigung, daß die einzigen Fenster, ebenso in vier Felder geteilt, wie die des Bildes, in der Front liegen und völlig unzugänglich sind. Drei Tage später brach ein Feuer in eben diesem Zimmer aus; es mußte von der Fensterseite aus betreten werden, und der Feuerwehrmann trug ein nasses Tuch auf dem Gesicht, um

sich vor dem Rauch zu schützen, der den Zugang von der Thür her unmöglich gemacht hatte."

Haben wir es hier mit einem Voraussehen künftiger Ereignisse zu thun? — Angenommen, das Zusammentreffen beruhe nicht bloß auf Zufall, so bleibt doch die Möglichkeit einer Erinnerungsfälschung bestehen, nämlich die Möglichkeit, daß eine ursprünglich nur ähnliche Vision nachträglich als eine dem Ereignis ganz gleiche angesehen wird. Solche Trübungen und Verfälschungen des Gedächtnisses sind sehr häufig; sie werden aber geradezu epidemisch, sobald ein zweiter Faktor, der der Erwartung, hinzutritt. Wir brauchen bloß zu ahnen, daß ein Geschehnis eventualiter eintreten kann, und unfehlbar werden wir uns einige unbestimmte Vorstellungen von seiner näheren Beschaffenheit machen. Nun ereignet sich das Betreffende wirklich — sogleich ist unsere gefällige Erinnerung mit der Lüge zur Hand: genau so hast du es vorher gewußt. „Das habe ich ja längst gesagt," hört man dann wohl behaupten. Und daher ist es gar kein Zufall, daß in der Litteratur über Hellsehen das Eintreffen von Briefen dieses oder jenes Inhaltes eine so große Rolle spielt, denn gerade hierbei hat die Erwartung einen weiten und dankbaren Spielraum. Inwieweit Erinnerungsfälschung und gespannte Erwartung an der nachfolgenden Beobachtung beteiligt sein mögen, wird sich freilich schwer im einzelnen feststellen lassen.

(Nr. 66.) „Am Abend des 11. März wollte ich, sehr ermüdet, mich schon frühzeitig in meine Stube zurückziehen, als es mir einfiel, noch auf die letzte Post

zu warten, damit ich nicht etwa durch das Hereintragen von Briefen in mein Zimmer gestört würde. Ich nahm den Krystall zur Hand, mehr um die Zeit zu vertreiben als in der Hoffnung auf besondere Gesichte, denn für gewöhnlich besitzt man im ermüdeten Zustand nicht die zu Krystallvisionen nötige Aufmerksamkeit. Trotzdem bemerkte ich etwas Weißes auf dunklem Grunde, allmählich deutlicher sich herausstellend als ein Brief in einem mächtigen, an den Ecken eingerissenen Umschlag. Ein anderer Brief in üblichem Format bedeckte mit seiner Rückseite die Adresse und trug selbst verschiedene so undeutliche Worte, daß ich sie nicht entziffern konnte. Die Vision war bloß eine augenblickliche; sonst hätte ich das manchmal sehr nützliche Vergrößerungsglas angewendet. Ich nahm an, die Hallucination wäre einfach das Ergebnis meiner Erwartung, machte aber aus Prinzip eine Notiz darüber. Wirklich lagen die Briefe so auf einem Stuhl im Saale, weiß gegen dunkelpoliertes Holz, und zwar von jemand hingelegt, der beim Verlassen des Hauses den Postboten getroffen hatte, ehe dieser die Klingel zog. Es waren zwei Briefe; der untere hatte den Umschlag zerplatzt und besaß den Umfang eines ungefalteten Bogens, der obere hatte die gewöhnliche Größe und war nicht für mich bestimmt."

Ich wiederhole: mit solchen Berichten, so außerordentlich dankenswert sie sind, kann die Wissenschaft augenblicklich nichts anfangen, und wenn ich jetzt dazu übergehe, eine Erklärung der an einigen Proben der englischen Mitteilung erläuterten Phänomene zu versuchen, so werde ich die Fälle gänzlich außer acht

lassen, die auf eine telepathische Nebenursache oder ein zeitliches beziehungsweise räumliches Hellsehen zu deuten scheinen.

IV.

Einige geschichtlich entstandene Theorien haben wir bereits kennen gelernt. Man machte und macht teilweise wohl noch heute bestimmte Gegenstände für das Auftreten bedeutungsvoller Hallucinationen verantwortlich: so entstand der um den Zauberspiegel sich lagernde dichte Kreis von Legenden. Manchmal soll ein fünfflächiger Quarzkrystall, manchmal eine Mischung der sieben alten Metalle zu magischen Spiegeln besonders kräftig wirken; Gregory in Edinburgh behauptet, daß die Erscheinungen am leichtesten beim Anblick eines doppeltkonvexen Stückchens Zink eintreten, in dessen Mitte ein poliertes Kupferplättchen eingelassen ist. Nun, daß mit diesen und allen ähnlichen Vorschriften der springende Punkt übergangen und eine Nebensache in den Vordergrund gerückt wird, wissen wir; aber es verdient jedenfalls Beachtung, daß durch solche Anschauungen der Seher ein größeres Vertrauen in das Gelingen gewinnt. Auch falsche Lehren können sich nützlich erweisen. War jemand endlich in den Besitz eines altberühmten Wundersteins gekommen, so schuf der feste Glaube eine Disposition zum „Sehen" wie sie sonst vielleicht nicht in dem Organismus lag.

Eine zweite Hypothese betrachtet die Erscheinungen als Teufelsspuk oder Geisterwerk. Der Dr. Dee erzählt ganz ausführlich von seinen ständigen Besuchern aus

dem Jenseits, von einem alten, rotgekleideten Weibe und von einem hübschen jungen Mädchen, welches das Haar vorn aufgerollt und hinten lang herabfallend trägt. Eine solche beständige Personifikation hat etwas recht Bedenkliches, insofern sie lebhaft an die ersten Zeichen gewisser Geisteskrankheiten erinnert; sie braucht indessen nicht immer dahin zu führen, wie der „Dämon" des Sokrates beweist. Wir befinden uns auf einem Zwischenland, von dem Wege in das finstere Reich des Wahnsinns und andere in die lichten Höhen der Genialität gehen, stets jedoch haben wir es mit einer Region des eigenen Geistes zu thun, und alle natürliche Neigung zu Externalisationen darf uns daran nicht irre machen. Ein Eingreifen fremder „Geister" in unseren psychophysischen Organismus, die Annahme: unkörperliche Wesen benutzten unsere Nerven zu äußerlichen Zwecken, widerspricht der gesamten menschlichen Erfahrung auf das gröbste.

Eine dritte Theorie modernen Ursprungs sucht die Erklärung in einer annoch unergründeten magischen Kraft des Menschen, die besonders in ekstatischen Zuständen zum Vorschein gelangen soll. Vehikel für den magischen Blick seien jene glänzenden oder spiegelnden Flächen, welche in hierfür veranlagten Individuen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehend, jenes Abwenden von allem andern, jene Konzentration im eigenen Innern, die oft bis zur Gefühl- und Bewußtlosigkeit, zur kataleptischen Erstarrung sich steigern kann, herbeiführen, wo dann der Allsinn frei werde. Das Künftige und Ferne werde in einem Bilde geschaut, das im Spiegel oder

der Flüssigkeit zu sein scheint, in Wahrheit aber im Schauenden selbst ist und nach außen projiziert sich darstellt. So Perty. Andere Philosophen sprechen von den „transcendentalen" Fähigkeiten der Menschenseele oder von dem Freiwerden einer metaphysischen Wesenheit in uns. Aber ersichtlich liegt derartigen Annahmen eine vorschnelle Vereinfachung des schwierigen Problems zu Grunde. Man ist zu leicht mit einer neuen „Kraft" bei der Hand, um eine Reihe unbequemer Erscheinungen recht schnell unter einen Hut bringen zu können, und übersieht, daß jede einzelne Erscheinung ihre genaue Untersuchung und Erklärung erfordert. Damit ist gar nichts geschehen, daß die Phänomene als „magische" oder „transcendentale" bezeichnet werden, sondern es kommt darauf an, ihren Zusammenhang mit dem Ganzen des Seelenlebens zu ergründen: ein x an Stelle des y bringt die Rechnung nicht vorwärts. Wir können uns nicht streng genug vor solchen verallgemeinernden Synthesen hüten, weil ihr glänzendes Aussehen den prüfenden Blick erheblich blendet.

Der Wahrheit näher kommt die Behauptung: es handle sich nur um eine Hypnose. Der bekannte Schriftsteller aus der Mitte dieses Jahrhunderts, Louis Maury, sagt: „Unter den Hauptmitteln der Divination hatte eine große Anzahl den Zweck, eine Art Schwindel hervorzurufen, indem sie auf die Augen und folglich auf das Gehirn wirkten, ungefähr ebenso wie es im Hypnotismus die glänzenden Körper thun." Aehnlich läßt sich Mrs. de Morgan aus: „Krystallsehen ist eine wohlbeglaubigte Thatsache mit Gesetzen und Bedingungen gleich anderen

Erscheinungen in dieser Welt der bekannten und verborgenen Ursachen, und ein bißchen sorgsame Beobachtung mag das Dunkel lichten, das es zum Eigentum der Hexen und Zauberer gemacht hat. Der Krystall scheint auf das Auge des Sehers einen ähnlichen Effekt hervorzubringen wie die Finger eines kraftbegabten Mesmeristen. Die sehende Person wird oft schläfrig, ihre Augen schließen sich, manchmal fließen Thränen.“ Schon nach dieser Beschreibung dürfte es zweifelhaft erscheinen, ob wir es mit einer gehörig entwickelten, ausgebildeten Hypnose zu thun haben. Auch andere Berichte müssen diese Annahme erschüttern. Cahagnet z. B. bedurfte nur eines Augenblickes der Sammlung, dann wurden seine Augen starr, er verlor die eben noch betrachteten Gegenstände aus dem Gesicht und die gewünschten traten zwischen ihn und jene. Alle spontanen Gesichte gingen in Erfüllung*), rief er sie absichtlich hervor, so waren unter zehn nur sieben wahr. Wollte er die Gesichte hervorrufen, so heftete er seine Augen auf den ersten besten Gegenstand und sah bisweilen Hunderte und Tausende von Personen in einem kleinen glänzenden Punkt hin und her laufen oder er sah eine große Stadt aufs deutlichste in einem zollgroßen Spiegel gezeichnet. — Das läßt sich nicht gut mit unseren Vorstellungen vom Charakter der Hypnose vereinbaren. Ebensowenig — um die Reihe der Beispiele abzuschließen — die Beobachtung eines von Mrs. de Morgan erwähnten Experimentators,

*) Die Erklärung hierfür wird aus dem folgenden Abschnitt erhellen.

daß die Krystallwahrnehmungen durch normale Wahrnehmungen nicht vernichtet wurden, sondern daß er seine Visionen beliebig unterbrechen konnte und hernach die Scene unverändert vorfand.

Augenscheinlich handelt es sich also um das, was man wohl „temporäre" oder „momentane" Hypnose oder noch besser mit Eduard von Hartmann den „larvierten Somnambulismus" genannt hat. Es sind keine ausgewachsenen Hypnosen, sondern bloß Ansätze, hypnoide Zustände in mannigfaltigen Variationen. Und nun fragt es sich: worin bestehen denn diese Zustände? Welches sind ihre wesentlichen Merkmale und wie lassen sie sich psychologisch erklären? Denn auch die Berufung auf den Hypnotismus setzt ja zunächst einfach einen neuen leeren Namen an Stelle des alten. Wenn wir die Hypnose nicht verstehen, so nützt uns ihre Herbeiziehung für die Erklärung des Zauberspiegels blutwenig: die Aufgabe entsteht demgemäß, im Anschluß an eine psychologische Theorie des Hypnotismus die wohlbeglaubigten Thatsachen nach Möglichkeit auf eine und dieselbe Ursache zurückzuführen.

Die Theorie, auf welche ich mich hierbei stützen werde, ist im Verlauf dieses Artikels bereits mehrfach im Vorübergehen gestreift worden, weil einzelne Beobachtungen so entschieden darauf hindeuteten, daß eine Erwähnung nicht zu umgehen war; es ist die Lehre vom Doppeltbewußtsein der menschlichen Seele. Schon im Verlauf des gewöhnlichen Lebens geschehen Handlungen, die zu ihrer Entstehung alle Fähigkeiten der Seele voraussetzen und trotzdem sich ohne Wissen des Individuums abspielen: sie erfordern eine Art Bewußt-

sein und ein gesondertes Gedächtnis außerhalb der Kenntnis der normalen Person. Einer der erfahrungsmäßig häufigsten Fälle ist der, daß die Gedanken einer Person beim lauten Vorlesen abschweifen und sich mit ganz anderen Dingen beschäftigen; ungeachtet dessen liest der Betreffende richtig, mit sinngemäßer Betonung weiter, blättert um, kurz, vollführt Handlungen, die ohne intelligente Leitung nicht gut denkbar sind. Ein englischer Psychologe, Herr Barkworth, hat es zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß er während einer lebhaften Debatte große Zahlenreihen schnell und richtig addiert, ohne sich im mindesten dadurch ablenken zu lassen. Das weist nun nicht nur auf eine nichtbewußte Intelligenz, sondern — was noch mehr ist — auf ein nichtbewußtes Gedächtnis. Mr. Barkworth muß mindestens zwei Zifferngruppen in der Erinnerung haben, um aus ihnen eine dritte zu schaffen, er muß diese wieder behalten, um eine frisch wahrgenommene vierte hinzuzufügen u. s. f. Diese Gedächtniskette aber fungiert, wohlgemerkt, völlig unabhängig von derjenigen, auf der sich die Konversation aufbaut, so daß man füglich behaupten darf, es bestehe außerhalb der Kenntnis des Individuums Bewußtsein und Erinnerung, und, wenn man in diesen beiden Faktoren die wesentlichen Bestandteile eines Ich erblickt: jeder Mensch berge in sich die Keime einer zweiten Persönlichkeit. Man bezeichnet die beiden mehr oder minder unabhängig voneinander operierenden Bewußtseinshälften bildlich als Ober- und Unterbewußtsein und faßt das Ganze als Lehre vom Doppelbewußtsein oder Doppel-Ich zusammen.

Sehr deutlich zeigt sich die Spaltung bei der Gegenüberstellung von Wachen und Träumen. Selbst wenn wir uns, was nur sehr selten geschieht, eines eben gehabten Traumes ganz genau erinnern, so empfinden wir doch die Verschiedenheit beider Bewußtseinszustände mit unzweideutiger Klarheit. Wir können über das nicht gebieten, was uns die Phantasie im Schlafe vorgaukelt, und trotz der manchmal vorhandenen Einsicht, daß es ja nur ein Traum sei, fehlt uns jede Macht, in sein selbständiges Treiben einzugreifen. Und die Bilder sind meist von sehr bestimmter Bedeutung, da sie nur das in die unergründlichen Seelentiefen versunkene Vorstellungsmaterial hervorholen. So deckt uns mancher Traum die wahre Beschaffenheit unseres Selbst auf, so zeigen unterschwellige Traumbilder, welche Gedanken und Gefühle uns in innerster Brust vornehmlich beschäftigen. Eine nähere Untersuchung lehrt ferner, daß in Träumen, Rauschzuständen, somnambulen und epileptischen Anfällen nicht nur ein von dem normalen Bewußtsein unterschiedenes Bewußtsein herrscht, sondern daß auch zwischen den einzelnen Perioden sich Erinnerungsketten von größerer oder geringerer Festigkeit zu bilden pflegen. Am schlagendsten jedoch offenbart sich das bei der Hypnose: der hypnotische Zustand ist nichts weiter als ein künstlich herbeigeführtes Übergewicht des verborgenen Ich. Daraus erklären sich alle seine Eigentümlichkeiten, denn die Psychologie legt dem in ihm herrschenden Traumbewußtsein Sinnfälligkeit und Beeinflußbarkeit, dem Wachbewußtsein dagegen die Masse der die Wirklichkeit repräsentierenden Hemmungsvorstellungen

bei. Sie stellt fest, daß unser vollbewußtes Seelenleben auf einer gewohnheitsmäßig arbeitenden Grundlage von hallucinatorischem Charakter ruht, in der längst vergessene Bilder ihre Stätte finden. Durch diese Eigenschaften wird das Unterbewußtsein zur Quelle genial-phantastischen Schaffens und das Oberbewußtsein zur Trägerin der in Mühen bestehenden, sich an der Außenwelt regulierenden seelischen Lebensarbeit.

Gegen diese Auffassung, welche also die Krystallvisionen als Thätigkeitsform des Unterbewußtseins erklärt, wird verschiedentlich eingewendet, daß ein solches gleichzeitiges Nebeneinandergehen zweier Bewußtseinshälften nicht denselben Grad von Wahrscheinlichkeit besitze, wie ein Abwechseln von Bewußtseinszuständen. Wie aber will man so den Fall „Hibbs House“ erklären? Hier wechseln doch nicht zwei psychische Gruppen, sondern die eine arbeitet während der Existenz der anderen. — Man bezweifelt ferner im allgemeinen die Berechtigung, von halbbewußten oder unbewußten Vorstellungen und Gedankenentwickelungen zu reden, und meint: daß ebenso wie nicht jede durch einen Sinnesreiz unmittelbar erweckte Erregung des Gehirns eine Empfindung hervorzurufen vermöge, auch nicht alle reproduzierten Nervenerregungen von Vorstellungsbildern begleitet seien.

Aber neben dieser physiologischen Theorie bleiben eine psychologische und eine psychophysische als Möglichkeiten zu Recht bestehen. Sie meinen, daß von jeder Wahrnehmung nicht bloß körperliche Spuren in der Großhirnrinde, sondern auch psychische Dispositionen zu Vor-

stellungen zurückgelassen werden, daß Vorstellungen aller Art fortbestehen können, ohne deutlich zum Bewußtsein zu gelangen. Sie unterscheiden Helligkeitsgrade der Vorstellungen, deren drei wichtigste Stufen als Bewußtsein, Unterbewußtsein, Unbewußtsein bezeichnet werden. Es besteht eine Abstufung von Bewußtseinsgraden und der vollbewußte Vorstellungsverlauf ist überall durch den außerhalb befindlichen verdunkelten Zusammenhang bedingt. Unsere Aufmerksamkeit überschaut bloß ein kleines Feld, an dessen Grenzen die Bewußtseinshöhen abnehmen, um sich schließlich dem Nullpunkt zu nähern. Zu nähern sage ich, denn sie erreichen ihn nie. Gerade unsere Zauberspiegelerfahrungen zeigen uns, wie die ältesten Eindrücke und Eindrücke von lächerlicher Nichtigkeit noch nach langen, langen Jahren aus einem Dornröschenschlaf erwachen können. Würden die Millionen Wahrnehmungen im Bewußtsein fortleben, so hätten wir keine Vergangenheit mehr, sondern stete gottähnliche Gegenwart; wäre die Bewußtseinsleistung aber so begrenzt, daß sie zahlreiche Vorstellungen tötete, so würden eben die Thatsachen, auf die sich der Glaube an übernatürliche Kräfte stützt, ihre einzige rationelle Erklärung verlieren. Ein Erfolg unseres Studiums der Krystallvisionen ist sicherlich der, daß wir die Vokabel „Vergessen“ mit allen ihren Ableitungen aus unserem Wörterbuche streichen und im schlimmsten Falle das Wort „Nichterinnern“ verwenden. Mit heißerem Verlangen als bisher werden wir uns nach einem Lethewasser sehnen und von ganzem Herzen in des Themistokles Ruf einstimmen: „O könnte mir doch jemand die Kunst des Vergessens lehren!“

Neben dem innerlichen Prozeß bedarf noch die äußere Form der Hallucination eine kurze Erläuterung. Wodurch nämlich die Zauberspiegelerscheinungen ihren charakteristischen Anstrich erhalten, das ist der Umstand der Versinnlichung der aus dem Unterbewußtsein hervorgetauchten Bilder. Die unterirdischen Vorstellungen gelangen nicht als Gedanken an die Oberfläche, sondern als Pseudowahrnehmungen. Um die letzteren an die ihnen gebührende Stelle einzurücken, erinnere ich zunächst an die bekannten Nachbilder, welche dadurch entstehen, daß die Veränderungen, die ein Reiz im Sinnesorgan und Sinnesnerven hervorgerufen hat, nicht sofort mit dem Aufhören der Reizwirkung schwinden: beim Anblicken der Sonne kann man sie sofort erzielen. Trotzdem sie die volle Deutlichkeit wirklicher Empfindungen im Gegensatz zu bloßen Erinnerungs- und Phantasiebildern besitzen, haben sie wegen ihrer Gebundenheit an einen kürzlich aufgetretenen Sinneseindruck keine Verwandtschaft mit unserem Gegenstand. Ebensowenig gehören die Wiederholungsempfindungen im dunklen Sehfeld — etwa von kreisenden Rädern — oder die Illusionen hierher. Es bleiben also bloß die aller Bewußtseinswillkür entzogenen Hallucinationen, welche genau den Charakter von außen erweckten Sinneswahrnehmungen besitzen, ohne daß in der äußeren Wirklichkeit ein entsprechender Gegenstand, beziehungsweise ein entsprechender objektiver Reiz vorhanden wäre.

Solche durch das Mittel der Fixation glänzender Flächen erleichterte Hallucinationen treten nun nicht bei allen Menschen auf, und die Tradition mag recht haben,

wenn sie Frauen und Kinder als besonders disponiert bezeichnet. Die Untersuchungen Fechners über die verschiedenartige Lebhaftigkeit der Nachbilder, die Statistiken Galtons über hallucinatorische Phantasien bei Künstlern und die weitspannenden Erhebungen der Society for Psychical Research scheinen auf einen solchen Zusammenhang zu deuten. Miß Goodrich erklärt mir, ihre nächtlichen Träume seien gering an Zahl und farblos: ich muß gestehen, daß mich das überrascht hat. Aber sie bemerkt ferner, daß alle ihre Ortserinnerungen sinnliche Lebendigkeit trügen: wenn sie beispielsweise ein Zimmer in dem Hause einer Freundin schildern will, so kehrt sie in Gedanken zu ihrem letzten Besuch zurück; sie nimmt wieder denselben Platz wie damals ein und sieht jetzt den Teppich zu ihren Füßen, dann die nächststehenden Möbel, dann die Wände, die Decke, bis sich das Bild der ganzen Stube vor ihrem geistigen Auge entrollt. Von dergleichen innerlichen Visionen unterscheiden sich die Krystallvisionen nur dadurch, daß sie nach außen auf einen spiegelnden Punkt projiziert werden. Manchmal bestehen sie in einem Zimmer, das Miß Goodrich kürzlich gesehen hat, oder in einem Straßenplakat, oder in einer auffallenden Bewegung, etwa als das Dienstmädchen einen Teller fallen ließ oder ein Hund unter einen Wagen lief. Dann hemmt keine Ueberlegung: daß die Dinge ja nicht da seien, die Wucht herausdrängender Erinnerungsgebilde, und der erworbene Zusammenhang des Seelenlebens wird herabgemindert zu der Ursprünglichkeit der Kinderseele, dem das Leben in der That ein Traum ohne feste Grenzen ist. Ich er-

innere mich aus den ersten Jugendjahren sehr wohl eines eigentümlichen Verschwimmens zwischen Wirklichkeit und Einbildung und begreife den Zustand einiger Naturvölker, bei denen Traum und Leben in seltsamster Weise durcheinanderlaufen; aber die Fähigkeiten nach dieser Richtung haben sich bis zu dem auffallenden Mangel eines normal entwickelten Farbengedächtnisses verloren. —

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Erfahrungen am Zauberspiegel ihrem Inhalte nach aus dem Unterbewußtsein stammen, ihrer Form nach zu den Hallucinationen gehören. Der Inhalt scheint, abgesehen von der Gedächtnisleistung keinen großen Wert beanspruchen zu dürfen — so grotesk und gewöhnlich sind die wenigen aus dem unsichtbaren Speicher hinaufgeschafften Ideen. Jedoch manchmal lassen sie einen tiefen Blick thun in das Geheimnis des Charakters und lehren mit erschütternder Gewalt die Wahrheit: daß auch im Seelenreiche ebensowenig wie in der vom Gesetz der Erhaltung der Kraft beherrschten Außenwelt irgend etwas verloren geht. Jeder Gedanke, der jemals unser Hirn durchkreuzte, jedes Gefühl, das einst unser Herz durchzitterte, jeder Wunsch, der für einen flüchtigen Augenblick unser Inneres beseelte — das alles ist mit unverlöschlichen Lettern in das Führungsbuch unserer irdischen Existenz eingetragen. Daß doch diese Einsicht das Gefühl unserer moralischen Verantwortlichkeit stärken möchte!

Noch ein anderer Umstand kann dazu beitragen. Neuere Erfahrungen haben die zunächst seltsam klingende Frage nahe gelegt: verschwindet jegliche Verantwortlich-

keit eines Menschen mit dem Augenblick, wo er zu schlummern beginnt? Darf ein Traum in keiner Beziehung demjenigen zugerechnet werden, der ihn träumt? Giebt es keine Tugenden und Fehler mehr, sobald die Augen des Abends sich schließen?

Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß alle Träume, mögen sie durch äußere oder durch innere Reize entstanden sein, in ihrem wesentlichen Inhalt die Verbindung mit dem wachen Leben wahren. So barock auch die Bilder sich gestalten, so phantastisch die Ideenverbindungen sind, so sicher spielt doch ein Element aus dem Wachbewußtsein mit hinein; der Schlaf täuscht wohl mit seiner bunten Zauberwelt, nicht aber mit seinen Gefühlen und Trieben; er gleicht einem Seelenspiegel, in dem sich mit mehr oder minder deutlichen Umrissen nicht nur die beherrschenden Leidenschaften des Menschen, sondern auch die geheimsten Neigungen zum Guten und zum Schlechten wiederspiegeln. Oft genug in erstaunlicher Schärfe: es scheint fast so, als wenn wir ein Bewußtsein davon hätten, daß wir uns im Traume freier gehen lassen dürften, ohne auf einen Widerstand zu stoßen. Und hier liegt der Schwerpunkt. Während uns bei Tage nie der Gedanke verläßt, welche Hindernisse jeder Handlung entgegenstehen, welche Aufnahme sie bei anderen finden wird, welche Folgen sie nachziehen könnte, fallen alle diese inneren Hemmungen in dem Traum fort. Er ist durch und durch naiv und weiß nichts von den Bedenken und Heucheleien der wirklichen Existenz; so vermag er das Innerste unseres Wesens zu enthüllen.

Diese Bedeutung des Traums für die Persönlich-

keit haben Sage und Dichtung in zahlreichen Formen geschildert. Aus tiefumwölkter Urzeit stammt der Glaube an die guten und bösen Kobolde, welche dem Schläfer ihre Geheimnisse in das Ohr flüstern, und bis auf den heutigen Tag ist eine solche allegorisiernde Auffassung nicht geschwunden. Dann hat der erste Dichter unter den Philosophen des Abendlandes, Plato, mit bedeutsamem Nachdruck auf den Unterschied zwischen den Träumen eines Ehrenmannes und eines Schurken hingewiesen. Auch der unpoetischste aller Philosophen, Descartes, spricht sich in einem Brief an die Prinzessin Elisabeth ähnlich aus, ja vielleicht führt auf seine Bemerkungen die folgende Umwandlung des bekannten Wortes zurück: „Sage mir, was Du träumst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist." — Ungezählte Beispiele bietet die neuere Romanlitteratur. Als St. Preux, auf der Reise nach Rom begriffen, sich immer weiter von der Schweiz und von seiner Julie entfernt, wird er tief durch einen Traum erschüttert, in dem er die Geliebte auf dem Totenlager sieht. Er theilt das Wolmar mit und dieser tadelt ihn in seiner Antwort mit sehr richtigen Gründen. „Denke während des Tages," schreibt er, „an das, was Du in Rom thun sollst, dann wirst Du während der Nacht weniger von dem träumen, was in Vevey geschehen ist oder kann." Ähnliches des öfteren bei Dickens, „der als echter Dichter auf wenig Seiten mehr von den innersten Geheimnissen der Menschennatur verrät, als der Philolog, Historiker und Naturforscher in vielen Bänden darzustellen vermag," wie Gustav Freytag schön von seinem Liebling sagt. Auch bei Gottfried

Keller findet sich ein Traum voll treffender Beziehungen zu der augenblicklichen Lage des Helden, und Jules Sandeau benutzt drei Träume der drei Hauptpersonen in „Mademoiselle de la Seiglière", um den verschiedenen Eindruck desselben unerwarteten Ereignisses auf diese Charaktere darzustellen.

Doch greifen wir auf die eigene Erfahrung zurück. Wem ist es nicht schon begegnet, innerhalb eines Traumes das deutliche Bewußtsein zu empfinden, daß er träume? Wer hat dann nicht den Versuch gemacht, ein lästiges Bild abzuschütteln oder ein angenehmes zurückzuhalten, selbst ein unterbrochenes wieder aufzunehmen oder künstlich zu erzeugen? Aus allem dem geht mit Bestimmtheit hervor, daß im Schlaf der Wille nicht ganz erloschen ist, vielmehr der Träumer einer Person gleicht, deren Leichtgläubigkeit und Beeinflußbarkeit trotz aller Stärke ihre Grenze besitzt. Die Erinnerung an das wache Leben, an alle Vorgänge in und außer uns sei gleichfalls an dieser Stelle hervorgehoben. In gewisser Weise verharrt also eine Beziehung zur Wirklichkeit; ihre regulierende Thätigkeit mag noch so schwach auftreten, jedenfalls ist sie vorhanden. Aber noch mehr: was durch die Herabminderung der hemmenden Verstandesfunktionen frei wird, das ist ja gerade das Ursprünglichste in uns, eine Fülle kernhafter Gefühle und moralischer Stimmungen von intimstem Charakter. Mit welcher Eindringlichkeit lehrt uns der Traum, wie es im Innersten des Herzens ausschaut, und welche Erleichterung gewährt es, wenn wir bemerken, daß wir ein Vergehen bloß geträumt haben! Die alte Regel bleibt

zu Recht bestehen: um eine gute Nacht zu verbringen, muß man einen guten Tag verbracht haben.

Natürlich soll mit Anerkennung einer Verantwortlichkeit des Schläfers nicht der übertriebenen Anwendung des gebilligten Grundsatzes das Wort geredet werden. Kambyses ließ bekanntlich, nach Herodots Erzählung, seinen Sohn Smerdis töten, weil er ihn im Traum hatte auf dem Thron sitzen sehen, und ein anderer Tyrann des Altertums mordete seinen Diener, der sich als König geträumt hatte, mit der Begründung: Ein Mensch, der solches zu träumen im stande ist, könne eines Tages auch die Ausführung wagen. — Nein, der Schläfer ist nur sich selbst verantwortlich. Denn der Traum ist ein Bild des wirklichen Lebens, ein Schauplatz tiefverborgener Gefühle und ein Zustand, in dem Wille und Vernunft nicht ganz geschwunden sind. Ganz ebenso verhält es sich nun mit dem Zustand, in dem die Hallucinationen des Krystallsehens auftreten, denn auch hier offenbart sich die innerste Sphäre des Seelenkreises.

So führt nicht selten die Vertiefung psychologischer Anschauungen zu einer Bereicherung der sittlichen Begriffe. Mag man nun diesen Vorteil höher anschlagen oder den eingangs erwähnten rein wissenschaftlichen oder endlich den damit verbundenen der sozialen Aufklärung: jedenfalls wird man zugeben können, daß sich in dem vielverspotteten „Zauberspiegel“ eine reiche Fundgrube aufthut.

Die Logik des Kindes.

Es giebt kaum eine schwierigere Aufgabe für den Psychologen, als die, welche sich in dem Titel dieses Aufsatzes ausspricht: das Seelenleben des Kindes nach irgend einer Richtung hin zu beschreiben und zu erklären. Kostet es schon Mühe, die eigenen Gedanken, Gefühle, Triebe zu belauschen, gelingt es kaum, in das seelische Getriebe des besten Freundes einen Blick zu werfen — so türmen sich die Hindernisse in außerordentlicher Weise, wenn es sich darum handelt, einer entstehenden Seele gleichsam in die Karten zu schauen. Wir selber können uns fragen: was geht in dir vor? weshalb hast du das gethan? Und wir können bei einem uns ähnlichen Wesen mit einer gewissen Sicherheit aus bestimmten Äußerungen auf die entsprechenden inneren Geschehnisse schließen, aber einem unerwachsenen Kinde gegenüber sind wir gemeinhin ratlos. Die Analogie läßt uns oft im Stich; der Kinderfreund bedarf daher einer ans Kindliche grenzenden Empfänglichkeit und eines scharfen, sicheren Auges als bereiten Werkzeuges. Wir verstehen nur durch Liebe. Und gerade

an ein unentwickeltes Leben müssen wir uns annähern durch die Kunst der Liebe, durch eine ungebrochene Naivetät, durch ein Mindern unserer eigenen Gefühle in das Dunkle, Unentwickelte, Kindliche, Reine. Frauen sind die geborenen Kinderpsychologen, impulsive Männer die pädagogischen Genies.

Namentlich die Frauen stehen als praktische Psychologen obenan. Sie stellen mit intuitiver Sicherheit die schwierigsten seelischen Diagnosen, sie nutzen Schwächen und Stärken des Herzens mit seltener Meisterschaft aus, sie verstehen es wunderbar, sich in Gefühle und Gedanken anderer einzuleben, — kurz, sie verfügen über eine von den Männern unerreichte reale Kenntnis des Seelenlebens. Wir theoretischen Psychologen wagen uns an solche Art Aufgaben nur selten heran; wir beschränken uns darauf, den Zusammenhang psychischer Vorgänge mit dem gesunden und kranken Körper zu untersuchen, oder auch gewisse Probleme unter den großen Gesichtspunkten der Philosophie, Ethnologie und Sociologie zu betrachten, aber wir kümmern uns nur in Ausnahmefällen um die individuellen Verschiedenheiten der einzelnen, deren Erkenntnis gerade den Schwerpunkt aller Frauen-Psychologie abgiebt. Indessen auf einem Grenzgebiete treffen sich beide Richtungen.

Was ich von der Feinfühligkeit weiblicher Wesen gegenüber den Mitmenschen im allgemeinen sagte, gilt nämlich in hundertfacher Verstärkung von dem Verhältnis der Mutter zu ihrem Kinde. Wo das Auge der anderen, ja selbst des eigenen Vaters, nichts als zwecklose Bewegungen eines kleinen zappelnden Wesens zu

entdecken vermag, da sieht der hellseherische Blick der Mutter die ganze Summe dessen, was hinter diesen Bewegungen sich verbirgt: die Gedanken, Gefühle und Wünsche ihres Kindes. Unsere Erziehung, welche bis zum sechsten Lebensjahre gleichmäßig Knaben und Mädchen der Mutter überläßt, sorgt dann dafür, daß diese innige Vertrautheit nicht abnimmt bis zu dem Augenblicke, wo das erste Stadium der inneren Entwickelung seinen Abschluß findet, und so kommt es, daß die wissenschaftliche Psychologie für die Frage nach der allmählichen Entstehung und Entfaltung der Psyche zum großen Teile auf Berichte aus Frauenkreisen angewiesen ist.

Die wissenschaftliche Litteratur über unsern Gegenstand ist daher weder quantitativ noch qualitativ hervorragend. Von älteren Werken wären Feders vier Bände über den menschlichen Willen zu nennen, die eine Anzahl treffender Bemerkungen erhalten; doch fürchte ich, daß das Stachelgitter der Paragrapheneinteilung viele von dem Eintritt abschrecken wird. Von neueren Werken sind die des Franzosen Perez zu empfehlen, aus denen wir ebenso wie aus Eggers und Preyers Büchern unsere Beispiele entlehnen wollen. Gleichfalls eine Quelle bildet die auf ausgezeichneter Beobachtung beruhende Humoreske Habbertons „Helenes Kinderchen", und teilweise wenigstens kann auch Schönthans „Kindermund" herangezogen werden.

I.

Bei dem Kinde sind bis zum sechsten Jahre die Verstandes-Operationen nur Hilfsmittel der Gefühle und

Triebe. Jedes Räsonnement findet seinen Ursprung in gewissen Gemütsvorgängen, jedes Urteil ist mit einem Wunsche verwachsen, jede Überlegung knüpft sich an eine Handlung oder strebt zu ihr hin. Perez beobachtete die erste Regung selbständigen Nachdenkens bei einem Mädchen, als dieses, trotz großen Respektes vor dem Vater, einen Herzenswunsch ihm gegenüber zu verteidigen suchte. „Ich verspreche Dir, zu gehorchen," sagte das kleine Ding; „aber, Papa, bist Du ganz sicher, daß Du Dich nicht irrst?" — Hier wirkt die Lust nach der verbotenen Frucht als Triebfeder der kindlichen Logik. In anderen Fällen spielen Unlustgefühle die gleiche Rolle. Ein dreijähriges Mädchen klagt über Zahnschmerzen; man sagt ihm, — ob mit Recht oder Unrecht, verschlägt nichts, — daß die Schmerzen daher kämen, daß es unartig gewesen sei; das Kind erwidert, die Zähne hätten ihm schon zu der Zeit weh gethan, als es noch artig gewesen sei. Es gehört sicherlich ein nicht unerheblicher Aufwand von Reflexion dazu, um einen autoritativ ausgesprochenen Schluß anzuzweifeln und einen behaupteten ursächlichen Zusammenhang, namentlich den zwischen „artig" und „Schmerz", durch Berufung auf eine Thatsache als hinfällig zu erweisen.

Natur und Gesellschaft sind dem Kinde ein Chaos, in dem es keine Gesetzmäßigkeit giebt: es greift mit seinen Händchen nach dem Monde und stößt sich an den nahen Tisch, den es weit entfernt glaubt. Je enger der Erfahrungskreis, desto verkehrter das Urteil. Käthchen, so berichtet Paul von Schönthan, läßt sich des Morgens im Bette von Mama erzählen, was der liebe

Gott alles erschaffen habe. „Da machte der liebe Gott zwei Lichter, ein großes, das den Tag regiert, und ein kleines, das die Nacht regiert," lehrt die Mama. — „Nun, Käthchen," examiniert der zuhörende Papa, „welches ist das große Licht, das den Tag regiert?" — Nach einigem Überlegen sagt Käthchen: „Die Sonne." — „Richtig, mein Kind, und das kleine Licht, welches die Nacht regiert, ist?" — „Die Nachtlampe," lautete Käthchens schüchterne Antwort.

Der Zusammenhang liegt auf der Hand: die Nachtlampe ist dem frühzeitig zu Bette gehenden Kinde vertrauter als der Mond, es weiß nicht, daß die Nachtlampe anderen Menschen fehlt, und so folgert es ganz logisch, daß dies unentbehrliche Instrument dem lieben Gott seine Entstehung verdanke.

Nun werden aber dem Kinde derartige naive Urteile unzählige Male berichtigt, und seine Erwartungen werden häufig durch die Erfahrungen getäuscht. So mindert sich die Reflexmäßigkeit des Handelns. Und in diesem Augenblicke, wo das Kind an Beeinflußbarkeit durch momentane Reize verliert und an der Bedeutung des augenblicklichen Eindruckes zu zweifeln beginnt, bekommt es einen förmlichen Heißhunger nach neuem Wissen. Jetzt genügt ihm keine Auskunft mehr; es quält alle Welt mit Fragen nach dem Warum der Warums und strebt, seinen Denk-Horizont in jeder Weise zu erweitern.

Dieser Prozeß des bewußten Einsammelns und Verwertens, immer gestützt auf die mächtigen Impulse des Gefühls- und Trieblebens, beginnt übrigens schon

zu einer Zeit, wo die Sprachfähigkeit noch völlig unentwickelt ist. Seit Preyers vierzehn Monate zählender Knabe sich einmal am Kerzenlichte den Finger verbrannt hatte, war er nicht wieder zu bewegen, den Finger nahe an die Flamme zu bringen, führte ihn aber zuweilen neckend nach derselben hin, ohne sie zu greifen, trug auch (achtzehn Monate alt) von selbst ein Stück Holz zur Ofenthür und schob es durch den offenen Schieber hinein, dann seine Eltern stolz anblickend. Perez beobachtete durch die vier ersten Lebensjahre hindurch ein Kind, das häufig mit einem Papiermesser zu spielen pflegte. Während es anfangs augenscheinlich nicht wußte, was es von dem Dinge halten sollte, gewann es von Monat zu Monat immer mehr Einsicht, bis es zuletzt, im Alter von vier Jahren, in dem Gegenstande nichts mehr und nichts weniger als seine wirkliche Bestimmung erblickte. So erwirbt sich der Verstand des jungen Weltbürgers eine stetig wachsende Anzahl von Begriffen, die er verwertet gemäß seinem Alter, gemäß dem Vorbilde seiner Umgebung, gemäß der Stärke und Klarheit der Erinnerungsbilder und vor allem entsprechend der Höhe seiner Einbildungskraft.

Unter diesen Begriffen zeichnen sich drei durch besondere Schwierigkeiten aus, die sie dem in der Entwickelung befindlichen Denkvermögen bieten. Einmal die Ich-Vorstellung. Da das Kind ursprünglich kein Bewußtsein von der persönlichen Einheit besitzt und sich stets mit einem ihm fremden Namen bezeichnet fühlt, so steht es vor einem Widerspruche, dessen Lösungswort seiner Logik fremd bleibt. Die kleine Johanna von Sp.,

wenige Tage unter zwei Jahren alt, tanzt mit der Mutter und dem Bruder; dann sagt sie: „Jetzt wir Beide alleine tanzen"; die Mutter bezieht sich zu „wir Beiden", aber das Kind wehrt sie ab, faßt sein Schürzchen und tanzt allein. „Wer sind die beiden?" fragt die Mutter; „ich und die Annana" (Johanna). Das Mädchen befindet sich ersichtlich in jener Übergangsperiode, wo sie sich noch „Annana" und zuweilen schon, wie auch hier, „Ich" nennt. Also wo wir sagen würden: „Ich mit mir selbst," da denkt das Kind: „Ich mit Johanna." — Noch später kommen ähnliche Verwechselungen unlogischer Art vor. Gretchen an ihrem sechsten Geburtstage zur Mama: „Nicht wahr, Mamichen, heute vor fünf Jahren haben wir mich bekommen? . . ."

Der zweite Begriff, der unseren Sprößlingen viel Kopfzerbrechen verursacht, ist der — „Klapperstorch". Kann es Wunder nehmen, daß ein höchst unglücklich ersonnenes Märchen über kurz oder lang bei den kleinen Gedankenhelden Anstoß erregt? Ich wenigstens finde das Erstaunen sehr begreiflich, mit dem die dreieinhalbjährige Tochter, auf einen Riesen-Elephanten deutend, ihre Mutter fragt: „Sag' mal, hat den auch der Klapperstorch gebracht?"

Ein dritter, wirrenreicher Begriff ist der des „lieben Gottes". Die herkömmliche Erziehung liefert dem kindlichen Fassungsgeiste keine stichhaltige Erklärung eines höchsten Wesens und fordert deshalb an allen Ecken und Enden die Logik zum Widerspruche heraus. Als Bob und Teddi bei Regenwetter vor Langeweile sich zu balgen anfangen, mahnt Onkel Harro: „Kinder,

haltet doch Frieden miteinander. Was denkt der liebe Gott von Euch, wenn Ihr so unverträglich seid?" — „Garnix denkt er," knurrt Bob. „Meinst, er kann durch solchen dicken, schwarzen Himmel durchgucken?" — Ich füge einige Fälle an, die gleichfalls auf einer Verkennung des reinen Gottesbegriffes beruhen und auf dieses falsche Fundament logisch richtige Folgerungen aufsetzen. — „Ich sage Dir, Malchen, der liebe Gott ist überall, auch im Keller." — „In unserem nicht, da sind Kartoffeln drin." — Ein hübsches kleines Mädchen hat rote Haare und hört von Nachbarn und Dienstleuten oftmals Bedauern darob. Die Großmama tröstet sie: „Kind, Deine Haare hat der liebe Gott gemacht, und was er macht, ist alles gut." — „Ich möchte dann aber doch lieber nichts wieder bei ihm machen lassen," entscheidet die Kleine. — Eine Mama sitzt mit den Kindern beim Herannahen des Gewitters auf dem Garten-Balkon. Blitze zucken am Himmel, und damit die Kinder vorläufig dafür eine Erklärung haben, sagt ihnen Mama, die plötzliche Helligkeit zwischen den finsteren Wolken komme daher, daß der liebe Gott plötzlich die Thür des Himmels öffne, um auf die Kinder herabzusehen. Einem solchen leuchtenden Blitze folgt plötzlich ein Windstoß von großer Heftigkeit. „Siehst Du, wie es zieht, wenn er die Thür aufmacht!" ruft der vierjährige Paul.

Man sieht leicht: die drollige Thorheit dieser Aussprüche beruht im Grunde darauf, daß einem gewissen Subjekt Eigenschaften beigelegt werden, die ihm nach unserer geläuterten Auffassung nicht gebühren. Ein

derartiges näheres Bestimmen eines unbestimmten Gegenstandes, die Zuweisung von Attributen, die man an demselben Gegenstande oder an ähnlichen wahrgenommen hat, diese Fähigkeit der Begriffsverbindung, sage ich, regt sich schon sehr früh beim Kinde.

Das Mißverhältniß zwischen dem, was das Kind selbst erlebt hat und dem, was es nur durch Hörensagen weiß, prägt sich vielleicht am deutlichsten in den „Definitionen" aus. Kinder glauben ebenso wie gemeine Leute, daß sie einen Begriff ausreichend bestimmen, indem sie das ihnen auffälligste Merkmal desselben angeben: sie beginnen deshalb gewöhnlich mit: „Wenn man . . ." So entsteht die folgende Definition von geradezu klassischer Einfachheit:

Mama: „Hans, weißt Du auch, was »unanständig« ist?"

Hans: „Wenn jemand dabei ist."

Oder jene andere, die einer höheren Tochter ihren Ursprung verdankt: „Wenn die Flaschen zerplatzen, ist es Chemie, wenn sie ganz bleiben, Physik." — Lazarus erzählt folgendes: Ein Kind von vier Jahren tritt an den Tisch, wo Karten gespielt wird und sagt aus freien Stücken: „Spadilla" (das Pique-Aß, der höchste Trumpf im L'hombre). Natürlich lacht alles, und man fragt: „Was heißt denn das?"; es antwortet: „Wenn man Karten spielt." Zu einer ganzen Masse von bestimmten, aber verwickelten und in ihren Beziehungen völlig unverstandenen Anschauungen, die das Kartenspiel der Seele des Kindes dargeboten hat, ist ein oft gehörtes Wort getreten: dies wird vernommen und festgehalten und mit

einer gewissen Absichtlichkeit vorgebracht, aber es drückt eine bloße (fast möchte man sagen ganz abstrakte) Beziehung zu der Anschauungsmasse aus. Dasselbe Kind hat ein anderes Mal seinem Dienstmädchen als eben aufgeschnappte Weisheit mitgeteilt, Papa habe in W. einen Vortrag gehalten. Jetzt wird es gefragt: was ist denn das, „ein Vortrag"? — Und mit allen Zeichen jener offenbaren Verschämtheit, welche die Kinder zeigen, wenn sie etwas wissen oder sagen, was über ihr Verstehen geht, antwortet es mit den Worten: „auf der Universität".

Das Kind nimmt, so läßt sich das Gesagte kurz zusammenfassen, den ihm von den Erwachsenen gebotenen Allgemein-Begriff nicht als solchen in sich auf, sondern modelt ihn zu seinem Gebrauche um oder läßt ihn ganz beiseite. Es kann unmöglich etwas verstehen oder mit Nutzen in seinem Gedächtnisse aufbewahren, was über seinen intellektuellen Horizont hinausgeht, und so wenig Eltern das auch einzusehen scheinen, so sicher beeinträchtigen frühzeitig eingepfropfte sogenannte Kenntnisse die Möglichkeit und die Lust, mit dem eigenen kleinen Ideenschatze fruchtbringend zu wirtschaften. Der geringe Stock von Erfahrungen kann freilich einen Dreijährigen nicht befähigen, „überlegt" zu handeln, aber kein vernünftiger Mensch sollte das verlangen.

II.

Ein bemerkenswerter und bereits erwähnter Grundzug des kindlichen Denkens besteht in der Wißbegierde. Da das Kind zu der Zeit, wo es zu sprechen anfängt und

somit in engere Beziehungen zu seiner Umgebung tritt, einen sehr geringen Stock von Erfahrungen besitzt, so trifft es allüberall auf neue Erscheinungen, die es in sich aufzunehmen und mit dem vorhandenen Schatz an Kenntnissen zu verknüpfen strebt. In diesem Stadium fragt es nun unaufhörlich und ist erst dann zufrieden — was alle Eltern wohl beachten sollten — wenn es eine an seinen Vorstellungskreis anschließende Antwort erhalten hat. So spricht einmal eins von Helenes Kinderchen, der wackere Bob, mit seinem Onkel von einer jungen Dame.

„Du, die mag ich gern leiden. Sie sieht so niedlich und — und lecker aus — so wie ein Kuchen — ich meine, so als wenn sie schön schmeckte, nicht? Ja, die Dame mag ich fubbe (furchtbar) gern leiden. Du auch?"

„N—nun ja — ich — ich respektiere sie sehr, Bob."

„Fektieren, was ist das?"

„Nun, das bedeutet, ich halte sie für eine Dame, die — für eine besonders anziehende — nette Dame — so eine Art Dame, weißt du, die ich jeden Tag um mich haben möchte und die mir von allen am besten gefällt."

„Ach so, dann weiß ich, fektieren ist ganz dasselbe wie lieb haben."

Man sieht, ein neues Wort kümmert unsere kleinen Quälgeister nicht viel, wenn es durch eine etwas verschwommene Erläuterung erklärt wird. Das Kind verlangt mit Fug und Recht eine für seinen intellektuellen Horizont passende und ganz klare Antwort. Manchmal freilich wird eine solche kaum erteilt werden können.

Ich habe einmal das Unglück gehabt, einen nichtsnutzigen Schlingel von vier Jahren in die Kirche mitnehmen zu müssen, und erinnere mich noch mit Schaudern der heimlichen Fragen, mit denen mein verehrter Begleiter gelegentliche Augenblicke der Thatlosigkeit auszufüllen für gut befand. Da sollte ich ihm sagen, weshalb die Männer da vorn (er meinte ein paar ehrwürdige Kirchenälteste) gar kein Haar oben auf dem Kopf haben, oder weshalb der dicke Herr (ein eifriger Teilnehmer am Gemeindegesang) so fürchterlich schreie — ob er vielleicht Hunger habe, und so fort ohne jede Grazie ins Unendliche hinein. Aber auf der andern Seite bemüht sich auch jedes geistig rege Kind, ohne fremde Hilfe die neuen Erfahrungen den älteren zu assimilieren. Daraus entspringen dann die vielen originellen Anschauungen, die uns Erwachsenen so drollig erscheinen. Der erste Schnee wird mit dem Zucker oder der Mond mit der Nachtlampe verglichen, indem hier ganz von selbst logisch richtige, aber den Thatsachen nicht entsprechende Beziehungen hergestellt werden. Sehr deutlich tritt das hervor, wenn dem Kinde zum erstenmal die biblischen Geschichten mit ihrem völlig fremdartigen Inhalt erzählt werden. Hören wir doch noch einmal unsern Freund Bob von der Sintflut berichten.

„Der liebe Gott sagte zu Noah: Noah, sagte er, baue dir geschwind eine große Arche. Eine Arche ist ein Haus, das schwimmen kann. Wenn die Arche fertig war, dann sollte ein furchtbar toller Regen kommen, und alle bösen Leute sollten ertränkt werden . . . (Noah warnt nun.) . . . »Ach was,« sagten die Leute, »wenn es

regnen wird, gehen wir so lange ins Haus, bis es wieder aufhört.« Und welche sagten: »Ach was, 'n bißchen Regen, was ist da wohl bei? Wir haben ja Regenschirme.« Und welche sagten: »Laß es regnen, so toll es will, wir machen uns nicht so viel draus,« und lachten Noah aus."

Hier zeigt sich in der auffälligsten und für uns komischsten Weise die Übertragung bekannter Verhältnisse auf unbekannte. Genau dasselbe tritt ein, wenn sich in der Kindesseele die ersten Elemente der künstlichen Zeiteinteilung festzusetzen beginnen. Zunächst kennt das Kind nur den Unterschied von Tag und Nacht, dann den zwischen dem Zeitraum vor und dem nach dem Mittagessen. Allmählich bilden sich kleinere Abschnitte innerhalb der großen Einheiten und nehmen eine bestimmte Form an, sobald der erste Unterricht erteilt wird. Eggers sechsjähriger Sohn sagte: „Eine Stunde, das ist die Zeit einer Lektion," wie wir Erwachsenen ja selbst noch von Stunde geben und Stunde nehmen sprechen. Doch selbst bis zu diesem Alter kommen diese Verwechslungen der Verbalzeiten Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft vor, die mehr als einen bloß grammatikalischen Fehler bedeuten; sie drücken etwas ganz Reelles aus, nämlich die zeitliche Gleichsetzung von Thatsachen, die dem Heranwachsenden zusammenfallen, während sie für den entwickelten Verstand sich unterscheiden. Aus demselben Sachverhalt entspringt die geringe Berechnung der Kinder. Die Fähigkeit „vorherzusehen" setzt ein „gesehen haben" voraus. Die Schlußfolgerungen eines jungen Kopfes mögen logisch richtig sein, obwohl sie wegen der mangeln-

den Erfahrung praktisch nicht zutreffen. Herr Perez erzählt von seinem vierjährigen Neffen Charles, er habe ihn einst, nachdem sie auf der Straße einem Greis begegnet waren, mit ernster Miene gefragt: „Wenn ich ein kleiner Alter bin, wirst du dann jung sein?" Ein solcher Ideenzusammenhang scheitert bloß daran, daß die zeitlichen Verhältnisse unseres Lebens dem Fragenden nicht genau genug bekannt sind.

Der geringen Ausdehnung kindlicher Erfahrung entspricht die Festigkeit und Sinnfälligkeit des einmal Errungenen. Was irgendwie in den Besitz der Seele übergegangen ist, wird hartnäckig festgehalten. Das Kind hat z. B., wie Preyer richtig bemerkt, Trinkbares, Trinkgefäß und Trinken so oft zusammen wahrgenommen, daß das eine das andere, wenn sie einzeln vorkommen, gebieterisch fordert; daher die Lust am Einschenken aus leeren Krügen in leere Tassen und am Trinken aus leeren Tassen. So entsteht gleichfalls der viel gescholtene Eigensinn unserer Sprößlinge, d. h. die Thatsache, daß sie das innerlich Gewonnene nicht loslassen wollen und aus allem Geschehenden sich nur das dazu Passende heraussuchen. Mit den lieben Kleinen ist schwer diskutieren, und schon mancher ist durch ihre Zähigkeit in Verzweiflung gebracht worden. Ich kann es mir nicht versagen, zur Illustration eine letzte Probe aus „Helenes Kinderchen" herbeizuziehen.

„Onkel Harro, kannst Du Flöten machen?" fragte Bob.

„Unke Haddo, hasch du die Dame lieb?" murmelte Teddi (ein süßer Bengel, der erst drei Sommer zählt).

„Nein, Teddi, bewahre!“

„Dann bisch du schehr bösch, tommsch danich in Himmel, weisch dasch? wenn du nich dute Damen und Menschen lieb hasch.“

„Jawohl, Bob,“ erledigte ich mit einer gewissen Geflissentlichkeit die weniger verfängliche Frage, „Flöten kann ich machen, und du sollst in diesen Tagen eine haben.“

„Lieba Dott mag danich Menschen leiden, die nich anner Menschen lieb haam,“ beharrte Teddi bei seinem Thema, und zwar so lange, bis ihn der Onkel mit der Versicherung beruhigte, er wolle versuchen, es dem lieben Gott recht zu machen.

Obgleich nun der kindliche Eigensinn in den vielen, auch beim Erwachsenen vorkommenden schlechten Räsonnements, Vergeßlichkeiten, falschen Vorstellungsverbindungen hinreichende Nahrung findet, zieht er doch seine Lebenskraft aus einem ganz bestimmten Gefühlszusammenhang. „Überlegungen sind nur der Vorwand des Willens,“ sagt Madame Necker de Saussure. Ein Gewebe von Trieben und Gefühlen ist es, das den beherrschenden Mittelpunkt des kindlichen Seelenlebens bildet, und in diesem Gewebe läuft das im Eigensinn sich äußernde Selbstgefühl als Einschlagsfaden. Schon das kleinste Wesen ist sich seines Wertes bewußt. Schon das kleinste Wesen strebt mit Hartnäckigkeit nach Dingen, die ihm die Lust am Leben erhöhen und ihm Vergnügen bereiten. Das größte Vergnügen aber besteht in dem Gebrauch der eigenen Kräfte; daraus erklärt sich das ganze Schreien, Strampeln, Schlagen, Laufen, der Fohlen-

mutwillen, die Katzenbeweglichkeit unserer jüngsten Mitbürger. Daß wir älteren eine andere Art der Thätigkeit vorziehen, steht fest, indessen auch wir nennen bloß dann ein Leben glücklich, wenn es durch den Gebrauch der jedem verliehenen Fähigkeiten erfüllt ist. Bei entwickelteren Völkern tritt die Überlegung hinzu, daß die ausgeübte Thätigkeit auch einen Wert besitzen müsse, und führt so zu dem geschichtlich und individuell wechselnden Begriff eines Lebensideals. Indem dieses Ideal durch Religion und Wissenschaft als ein objektiv existierendes Gut hingestellt wird, verursacht die Annäherung bezw. Entfernung die Gefühle der Freude bezw. des Schmerzes: und zwischen diesen beiden Polen schwankt unser ganzes irdisches Dasein.

Des Kindes Leid und Lust ist noch nicht so vergeistigt, sondern wurzelt im materiellsten Egoismus. Aber ein anderes wichtiges Kennzeichen darf nicht übersehen werden, das die Gemütsvorgänge des Kindes auszeichnet, nämlich die phantastische Sinnfälligkeit. Wahrscheinlich prägen sich die Sinneseindrücke dem werdenden Gehirn ohne jede Reflexion ganz unmittelbar ein und verleihen so den Erinnerungsbildern die Frische von Wahrnehmungen. Das Kind kann häufig das, was es sich einbildet, nicht von dem unterscheiden, was in der Außenwelt vorgeht; die meisten Spiele, insofern sie von den Kindern selbst erfunden werden, lassen sich hierauf zurückführen. Eine derartige Vermischung von Phantasiegebilden mit der Wirklichkeit hat das Kind mit dem Naturmenschen gemein. Krachininikoff erzählt Dinge von den absurden Geistertheorien der Kamtschadalen,

die lebhaft an das Gefabel erinnern, mit dem von Zeit zu Zeit unsere Kleinen uns in Verwunderung zu setzen pflegen. Einige Kamtschadalen gelangen in ihrer Einbildung zu dem Glauben, alles was Vögel oder Fische sprächen, mit ihrem Verstande durchdringen zu können. Da sie sich ferner vielfach mit Träumen und deren Auslegung beschäftigen, wie Bastian mitteilt, so geschieht es häufig, daß Schlaf- und Wachleben in ihrem Ideenkreise ineinander laufen, wie überall, wo das Selbstbewußtsein noch nicht zur klaren Auffassung seiner Individualität gelangt ist.

„Ähnlich eines Traumes Gestalten
Mischten und verwirrten fort und fort
Sie alles blindlings,"

singt der Äschyleische Prometheus von den ersten Menschen.

Hieraus dürfte zugleich hervorgehen, welche Bedeutung für die Erkenntnis der Kindesseele das Traumleben derselben besitzt. Dasselbe folgt aus gelegentlichen Beobachtungen, von denen ich wenigstens eine der Frau Prof. Strümpell anführen will. Im Alter von drei Jahren fünf Monaten sagte ein Mädchen anläßlich einer Geburtstagsfeier eine fünfzeilige Strophe nicht ohne Anstoß her; in einer Nacht bald nach dem Geburtstage aber wiederholte sie im Schlafe laut die Reime, ganz ohne Anstoß und vollständig von Anfang bis zu Ende. Eine zweite Thatsache, das starke Vorherrschen bestimmter Antipathien und Sympathien beim Kinde, beruht gleichfalls zum Teil auf Traumwirkungen. Wem ist es nicht schon begegnet, daß ein Kind gegen irgend einen neuen Bekannten eine auffallende Ab- oder Zuneigung

an den Tag legte? Wem hat es nicht schon Sorgen bereitet, wenn der geliebte Sprößling eines Tages ohne jede ersichtliche Veranlassung fortwährend weint und sein Gesichtchen in die grimmigsten Falten legt? Solche Launen und Stimmungen des Tages, als deren Grund man gewöhnlich nur die dunklen Gemeingefühle ansieht, werden zugleich durch vorhergegangene Träume veranlaßt, wo die während des Wachens dunklen und deshalb weniger wirksamen Gemeingefühle über die Schwelle des Bewußtseins traten und dadurch die Wirkung ausübten, die noch am Tage als solche gespürt wird, während die Ursachen uns unbekannt bleiben. Von den sogenannten Idiosynkrasien, der Sympathie und Antipathie, hat Paul Radestock gefunden, daß sie zuweilen auf unwillkürlichen Vorstellungsverbindungen beruhen und daß die sich verbindenden Vorstellungen nicht selten aus dem Traum entnommen sind.

An die Eltern und Erzieher ist damit die Mahnung gegeben, sorgsamer auf die Träume der ihnen Anbefohlenen zu achten, als es gemeinhin gethan wird. Indessen auch im allgemeinen werden wir der psychologischen Forschung die Lehre entnehmen dürfen, daß wir uns ernstlich bemühen sollen, der werdenden Seele nach Kräften ihre schwere Aufgabe zu erleichtern, daß wir nicht genug nachsichtig gegenüber dieser frühesten Jugend sein können, die da, jedes Gegengewichtes langgeregelter Gewohnheiten, organisierter Erfahrungen und fester Begriffe bar, ein Spielball lebhafter Empfindungen ist.

Zur Psychologie der Taschenspielerkunst.

Ich weiß noch sehr gut, wie mir zu Mute war, als ich der ersten Zaubervorstellung beiwohnte. Gleich nach der Kassenöffnung hatte ich meinen Platz eingenommen und harrte eine volle Stunde lang klopfenden Herzens des Augenblickes, wo sich der Vorhang vor dieser Welt der Wunder heben sollte. Und wie nun der Hexensabbath anhub, wie Eier sich in Thaler, Thaler sich in Taschentücher verwandelten, Vogelkäfige spurlos in Luft zerrannen und leere Kisten eine unbegreifliche Fülle von Geschenken spendeten — da war mir, als ob ich in einem Land der Träume lebte, weit, weit von der Erde entfernt. . . .

Es wird einem heutzutage recht leicht gemacht, wenn man dem Taschenspieler in die Karten blicken will. Eine Anzahl von Zauberapparatenhändlern verkauft euch alles, was euer Herz begehrt: Hölzer, Becher, Ringe, Bälle, falsche Karten, Doppelthaler u. s. f., und legt jedem Instrument fein säuberlich eine „Gebrauchsan-

weisung" bei. Bücher sonder Zahl, vom dünnen Jahrmarktsheft aufwärts bis zum illustrierten Prachtwerk, machen sich anheischig, euch in die Geheimnisse der schwarzen Kunst einzuweihen. Aber alle diese Bücher*) und Gebrauchsanweisungen sagen nur, worin ein Trick besteht, nicht, wie er gemacht wird, ganz abgesehen davon, daß gerade die interessantesten Kunststücke von den Adepten verheimlicht oder wenigstens bloß gegen besonders hohe Preise abgegeben werden. Apparate und Beschreibungen enthüllen nicht den Kern der „modernen Magie". Wenn ihr wißt, wie es zugeht, daß ein Thaler verschwindet, so wißt ihr noch gar nichts: ihr werdet euch trotzdem hunderte von Malen gerade mit diesem Trick täuschen lassen; und wenn ihr genau nach den Regeln der Vorschrift denselben Griff ausübt, so werdet ihr damit allein nicht den mindesten Erfolg erzielen.

Was die Prestidigitation zur Kunst der Täuschung macht, ist nicht die technische Außenseite, sondern der psychologische Kern. Die sinnreiche Ausnutzung gewisser seelischer Fähigkeiten wiegt unvergleichlich schwerer als alle Fingerfertigkeit und Maschinerie. Diese Thatsache zu erweisen und theoretisch zu zergliedern, bildet die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen. Zuvor indessen will ich den Leser mit der Gesellschaft bekannt machen, in deren Thun und Treiben ich ihn einzuführen beabsichtige.

*) Als rühmliche Ausnahme ist Hoffmanns „Modern Magic" (London 1885) hervorzuheben, ein Buch, dem ich manche wichtige Angabe habe entlehnen können.

I.

Die Geschichte der Taschenspielerkunst bildet einen bedeutsamen Abschnitt in der langen Geschichte menschlicher Täuschung. Von den Anfängen ägyptischen Priestertums an bis zu dem Beginn des Mittelalters reicht jene erste Epoche, in der die willkürliche Erzeugung scheinbar unmöglicher Vorgänge mit dem Anspruch höherer Kräfte hervortritt; Nachzügler einer solchen ernstlich täuschenden Richtung haben sich bis auf den heutigen Tag in den spiritistischen Medien erhalten. In eine zweite Epoche gehören die Gaukler des Mittelalters und der Neuzeit, denn sie gestehen, daß es bei ihren Zaubereien mit natürlichen Dingen zugeht. Der dritte Abschnitt endlich datirt erst von dem Anbruch unseres Jahrhunderts: hier treten zum erstenmal die Taschenspieler auf die Bühne, sie werden in die Gesellschaft aufgenommen, sie eignen sich eine gewisse Bildung an, sie lassen alles Jongleurhafte aus ihrem Programm fort und arbeiten mit Karten, Geldstücken, Taschentüchern u. dgl. m. Natürlich verschwinden dadurch nicht die Gaukler von der Bildfläche, aber sie ziehen sich auf die Dörfer zurück und haben mit ihren besser gestellten Berufsgenossen keine Gemeinschaft: ganz wie noch jetzt bei uns. Nur gelegentlich macht einer solcher Nomaden von sich reden. So der Signor Castelli, der, in den zwanziger Jahren Europa auf einer wandernden Schaubühne durchziehend, überall mit seiner Ankündigung, einen lebenden Menschen verzehren zu wollen, großes Aufsehen erregte. Des Rätsels Lösung bestand darin, daß der rohe Kerl wirklich

sein Opfer in den Arm zu beißen begann, worauf der Betreffende sich begreiflicherweise empfahl und somit die Ausführung des „Experimentes“ unmöglich machte.

Die Taschenspieler besseren Schlages, meist Franzosen und Italiener, nannten sich physiciens oder escamoteurs; die Bezeichnung Prestidigitateur stammt von Jules de Rovère. Rovère gehörte zu den Meistern jener alten Schule, aus der noch Olivier, Préjeau, Brazy, Comus, Chalons, Adrien père, Courtois, Comte hervorgehoben seien — um von Lichtenbergs famosem Pinetti ganz zu schweigen. Der bedeutendste war unstreitig Comte. Franzose vom Scheitel bis zur Zehe, leistete er in geschmackvoller Anordnung und liebenswürdiger Darbietung außerordentliches. Alle seine für einen kleinen Kreis von Zuschauern berechneten Illusionen trugen den Stempel einer mit feinstem Humor ausgeführten Täuschung. Er behauptet beispielsweise, er wolle sämtliche anwesenden Damen eskamotieren. Darob natürlich Schrecken und Heiterkeit unter den Herren. Comte beruhigt sie mit der Versicherung, er werde es schon zu ihrer Zufriedenheit arrangieren, greift dann mit den leeren Händen in die Luft und zaubert eine Fülle schönster Rosen aus dem Nichts hervor. Er fährt fort: „J'avais promis d'escamoter et de métamorphoser toutes ces dames; pouvais-je choisir une forme plus gracieuse et plus aimable? En vous métamorphosant toutes en roses, n'est-ce pas, mesdames, offrir la copie au modèle? n'est-ce pas aussi vous escamoter pour vous rendre à vous-mêmes? dites-moi, messieurs, n'ai-je pas réussi?“ Nun geht er an die Verteilung: „Mademoiselle, voici une

rose que vous avez fait rougir de jalousie.“ Vor einem anderen hübschen Mädchen verwandelt sich die Blume bei der Überreichung in Coeur-Aß und der galante Hexenmeister fügt hinzu: „Voulez-vous, madame, mettre la main sur votre coeur . . . Vous n'avez qu'un coeur, n'est-il pas vrai? . . . Je vous demande pardon de cette question indiscrète, mais elle était nécessaire, car bien que vous n'ayez qu'un coeur, vous pourriez les posséder tous.“ — Solche Calembourgs werden zu Hunderten von Comte erzählt. In unseren Tagen freilich, wo es weder Salon noch Conversation giebt, würden die etwas altfränkischen Wendungen mit ihrem zarten Parfüm gar seltsam anmuten, auch würden wir den Taschenspieler verwundert anschauen, der sich in allzu geistreichen Redensarten erginge. Außerdem lenken die Scherze leicht die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand selbst, dem Trick, ab und setzen überdies die Anwesenden in eine Aktivität, die manchem recht wenig erwünscht sein dürfte.

Einen beträchtlichen Fortschritt in der Entwickelung unserer Kunst kennzeichnen die Namen Philippe und Torrini. Zumal Torrini besaß eine so außerordentliche Geschicklichkeit in der Kartenhandhabung und eine so unglaubliche Kühnheit in der Ausführung, daß das Publikum sich unwiderstehlich zu mißtrauensfreier Bewunderung hingezogen fühlte. Sein Piquet-Trick soll einzig gewesen sein. Auch in anderer Beziehung legte er eine erstaunliche Keckheit an den Tag. Bei seiner Anwesenheit in Rom war er — ein italienischer Edelmann, den widrige Verhältnisse in die Laufbahn des Prestidigitateurs gestoßen hatten — zu einer Vorstellung vor

dem Papst aufgefordert worden. Zufällig sah er am Tage zuvor bei einem Uhrmacher eine kostbare Uhr, von der dieser versicherte, sie sei das einzige Pendant zu der berühmten Uhr des Kardinals X . . . und erst gestern aus Paris angekommen. Torrini kaufte den Chronometer für den respektablen Preis von 1200 Francs, nachdem er dem Uhrmacher Stillschweigen auferlegt und sich versichert hatte, daß der Kardinal seiner Vorstellung beiwohnen werde. Am Schluß gedachter Vorstellung machte er nun folgenden Coup. Er bat sich einen recht kostbaren und womöglich nur einmal auf der ganzen Welt vorhandenen Gegenstand aus; diese Bitte hatte zur Folge, daß der Kardinal auf des Papstes Befehl, wenngleich mit sichtbarem Widerstreben, dem Künstler die Uhr aushändigte. Jetzt ließ sich Torrini Mörser und Stößer geben und zerstampfte zum Entsetzen der Anwesenden das unersetzliche Kleinod in tausend Splitter. Der Kardinal gab mit zitternder Stimme an, daß von einer Vertauschung nicht die Rede sein könne, da er in den Resten Stück für Stück sein Unikum wiedererkenne; in Wirklichkeit jedoch war natürlich das jüngst erstandene Pendant vernichtet worden. Diesen Augenblick allgemeinster Aufregung benutzte der Künstler, um unbemerkt die echte Uhr in die Tasche des Papstes gleiten zu lassen, und sobald Stille eingetreten war, forderte er die Versammlung auf, ihm eine Person zu bezeichnen, die sicherlich nicht im Einverständnis mit ihm stünde. Wie gewollt, deutete alles auf Pius VII. „Nun wohl," fuhr Torrini fort, indem er einige mysteriöse Bewegungen machte, „ich will, daß die Uhr wieder hergestellt sei und sich in

der Tasche Sr. Heiligkeit finde.“ Der Papst griff sofort, mit allen Zeichen völliger Ungläubigkeit, in die Tasche, zog, ganz rot vor Erregung, die Uhr hervor und händigte sie dem Kardinal so schnell ein, als wenn er gefürchtet hätte, sich die Finger an diesem unheimlichen Gegenstand zu verbrennen. Man kann sich denken, welches Aufsehen der kecke Streich in Rom erregte! Torrini hat die teure, aber originelle Reklame niemals bereut.

Was übrigens Reklame anlangt, so war darin niemand erfinderischer als der vortreffliche Prestidigitateur Anderson, „the celebrated Anderson, the great wizard of the North.“ Einmal, es war in den vierziger Jahren, versandte er an alle Londoner Butterhandlungen Holzformen, auf denen sein Name, seine „Titel“ und die Stunde seiner Vorstellungen eingeschnitzt waren, mit der Bitte, die Besitzer möchten eine Zeit lang diesen Stempel auf die verkaufte Butter aufdrücken lassen. In Anbetracht des Umstandes, daß schließlich jedermann Butter zu essen genötigt ist, verdient die Idee gewiß Nachahmung. Ein andermal setzte er eine silberne Vase aus zum Preise für den besten Witz, der in der Zwischenpause gemacht werde. Jeder hatte das Recht, einen Scherz zu erzählen, und das Publikum mußte durch die Stärke des Applauses die Entscheidung herbeiführen. Aber damit nicht genug! Anderson ließ alle diese mehr oder minder guten Witze stenographisch fixieren und in Schilling-Heften verkaufen; der „große Zauberer“ wußte recht gut, wie gern die meisten sich gedruckt sehen. Von dem Umfang der so mutmaßlich erzielten Einnahme erhält man eine

Vorstellung, wenn man erfährt, daß jedes Heft über 1000 Witze enthält.*)

Ob Philadelphia, Döbler, Bosco wirklich so hervorragend waren, wie man nach ihrem Ruf annehmen sollte, bleibt sehr die Frage. Von Bosco wissen wir sogar positiv das Gegenteil. Er scheute kein Mittel, um einen Effekt zu erzielen, und ging in seiner Brutalität so weit, die für seine Tricks oft nötigen Tauben in Wirklichkeit, nicht nur zum Schein, auf offener Bühne zu töten. Er benutzte jede Gelegenheit, um seine Kunst glänzen zu lassen: im Postwagen, an der Table d'hôte, in den Cafés und in Kneipen, kurz überall machte er seine Kunststückchen. Last not least trug der wohlklingende, wenngleich bizarre Name dazu bei, ihn rasch populär zu machen. Es sind dieselben Umstände, denen einige Jahrzehnte später Bellachini seinen Ruhm zu verdanken hatte.

Indessen alle die Genannten und die unzähligen Nichtgenannten werden um Hauptеslänge überragt durch den Klassiker der Taschenspielerkunst, durch Robert-Houdin.

Robert-Houdin hat seine Lebensschicksale in einem Buche erzählt, das wegen seines fesselnden, bunten Inhalts und der Anspruchslosigkeit der Darstellung eine sehr angenehme Lektüre bietet. Er hat ferner mit bewundernswerter Offenheit die Geheimnisse jenes Ordens preisgegeben, dessen Großmeister er war, und er hat endlich

*) Vgl. Confidences de Robert-Houdin. Une vie d'artiste. Théatre et prestidigitation. 2. Ed. Paris 1861. Bd. II, S. 144.

alle seine mechanischen, technischen und besonders elektrotechnischen Erfindungen ausführlich beschrieben. Während nämlich die meisten Taschenspieler eben nur Taschenspieler und nichts weiter sind, muß Robert als ein Mann der feinen Bildung, als graziöser Schriftsteller und als ein technisches Genie bezeichnet werden. Schon als Kind hantierte er in der Werkstatt seines Vaters, eines Uhrmachers, an den Instrumenten herum. Diese Vorliebe für alles Mechanische wuchs zu einer Leidenschaft von solcher Stärke heran, wie sie dem Bücherliebhaber für Manuskripte, dem Sammler für Münzen, dem Spieler für Karten eignet; alles Zusammengesetzte untersuchte der Knabe, überall wollte er etwas reparieren oder konstruieren. Dabei hatte er ganz originelle Einfälle. Im Institut erfand er das folgende Mittel, um rechtzeitig aufzuwachen. Er band sich eine Schnur an die große Zehe des rechten Fußes, führte sie durch das halbgeöffnete Fenster bis an die Gartenthür und befestigte sie dort so, daß sie beim Öffnen der Thür straff angezogen wurde. So oft nun des Morgens der alte Diener die widerstrebende Pforte öffnete, sah sich der kleine Robert genötigt, schleunigst aus dem Bett herauszuspringen, was ihn jedenfalls ganz wach machte. Von solchen primitiven Vorrichtungen bis zu der berühmten „Zauber-Villa“ ist ein gut Stück Weges; aber jene verhalten sich zu dieser, wie der verheißungsvolle Anfang zum fröhlichen Ende. Das Landhaus des alten Privatiers erregte seiner Zeit allgemeinstes Aufsehen; da waren elektrische Drähte vom Keller bis zum Giebel, geheimnisvolle Automaten spukten an allen Ecken und

Enden, Versenkungen und Wandthüren schoben die Zimmer beliebig durcheinander, Klingeln, Fallen und selbstthätige Revolver hielten das Diebesgesindel fern — mit einem Wort, es war das richtige Märchenhaus.

Man kann sich denken, daß eine solche Natur sich durch den Reiz der schwarzen Kunst unwiderstehlich angezogen fühlte. Ein Banquiste, ein Jahrmarktsgaukler deutscher Abkunft, gab dem Zehnjährigen einen ersten Begriff der Taschenspielerei, ein Buch belehrte ihn später über die wichtigsten Kunstgriffe. Wie er dann sich fortbildete und schließlich zum Entsetzen seiner Familie in die Laufbahn des Eskamoteurs eintrat, das lese man im einzelnen in seiner Biographie nach. Genug, daß eines Tages an den Pariser Anschlagssäulen die folgende Affiche prangte:

Aujourd'hui jeudi, 3 juillet 1845.

Première Représentation

des

Soirées Fantastiques

de

ROBERT-HOUDIN.

Automates, Prestidigitation, Magie.

Die Automaten spielten übrigens eine untergeordnete Rolle. Robert meinte sehr richtig, daß man nicht zum Taschenspieler käme, um Apparate funktionieren zu sehen; die wirkliche Prestidigitation solle nicht das Werk eines Instrumentenmachers, sondern das des Künstlers selbst sein. Aus demselben Grunde führte er eine bedeutsame Reform ein. Er verbannte nämlich die

bisher üblichen verhangenen langen Tische und setzte an ihre Stelle die unbedeckten kleinen Servanten. Ebenso warf er die excentrischen Kostüme der anderen Eskamoteure in die Rumpelkammer und erschien im einfachen Frack — ein Talma seiner Kunst. Auch dem Boniment, d. h. dem die Tricks begleitenden Vortrage gab er eine andere Form, indem er ihn so einzurichten suchte, daß er jeder Tour den Anstrich der Wahrheit verlieh. Überhaupt legte Robert-Houdin den größten Wert darauf, die Täuschung zu einer möglichst vollständigen zu gestalten. Ein Beispiel. Das Kunststück, eine Person an einer Stange scheinbar frei schweben zu lassen (während sie in Wirklichkeit durch einen korsettähnlichen Halter gestützt wird) erfand der Künstler in einer Zeit, wo alle Welt vom Äther sprach. Er brachte also den Trick damit in Verbindung, indem er die Person durch Riechen an einer Flasche scheinbar narkotisierte. Die Flasche war natürlich leer, aber hinter der Bühne wurden in demselben Augenblick ein paar Tropfen Äther vergossen, so daß ein schwacher Duft in den Zuschauerraum hineindrang und die Illusion beträchtlich erhöhte.

An solchen feinen Zügen war auch die ganze Anordnung der Vorstellung reich. So ließ Robert in der Zwischenpause eine luxuriös ausgestattete Miniatur-Zeitung verteilen, deren Inhalt von Abend zu Abend wechselte. Der Titel lautete: Cagliostro. Passe-temps de l'entre-acte (ne jamais lire passe-t-en). Ce journal, paraissant le soir, ne peut être lu que par des gens éclairés . . . le rédacteur prévient qu'il n'est pas timbré (le journal) . . . In einer der Nummern findet sich unter

„Faits divers" folgendes niedliche Bonmot: Le Ministre de l'Intérieur ne recevra pas demain, mais le Ministre des Finances recevra tous les jours... et jours suivants. Eingehüllt war das Ganze in ein Streifband mit folgendem Aufdruck: A M. et M^{me} ***, demeurant ici. Votre abonnement, finissant ce soir, le gérant du journal vous prie de le renouveler demain, si vous ne voulez pas le voir expirer (l'abonnement).

Was ließe sich nun gar alles von Roberts Triumphen berichten! Vor Kaisern und Königen, vor Manchesterarbeitern und afrikanischen Wilden zauberte dieser bezaubernde Zauberer, stets von einem glänzenden Erfolg begleitet. Letzterer blieb ihm auch treu, als er nach Berlin kam. Er gastierte bei Kroll von Ende Oktober 1853 bis Mitte Januar 1854, gewiß für die damaligen Verhältnisse eine außerordentlich große Anzahl von Vorstellungen. Als Beweis für die Anziehungskraft dieses Prestidigitateurs par excellence seien ein paar journalistische Kraftproben mitgeteilt. Ein Anonymus in der Spenerschen Zeitung schreibt über die erste „Soirée fantastique" des Herrn Robert-Houdin, Prestidigitateur vom Palais Royal aus Paris: „Herr Houdin ist der König der Eskamoteure, der Kaiser der Taschenspieler, das Oberhaupt der Hexenmeister. Hätte Horaz Herrn Houdin gekannt, er wäre gewiß von seinem abgeschmackten nil admirari abgekommen . . . Trotzdem das Geld in seinen Händen noch schneller als in manchem Staatsschatz verschwindet, so kann man doch ruhig sein, denn schon nach wenig Minuten kommt es in der Tasche des früheren Besitzers zum Vorschein, ohne irgend einen Verlust erlitten

zu haben. Wir würden es nimmer glauben, wenn wir es nicht gesehen hätten. Das Publikum wird daher gut thun, sich durch den Augenschein zu überzeugen, sonst glaubt es, daß wir von Münchhausiaden und Märchen erzählen; aber alles hat sich wirklich so zugetragen, anno domini 1853, zu Berlin und im Saale bei Kroll, worüber sich männiglich selber für zehn Silbergroschen belehren kann." Der gefürchtete Rellstab stimmt in der „Voß" einen Hymnus an, aus dem einige Partien von Interesse sein mögen. „Nun kann ich doch endlich wieder mitreden! Darf ich mich doch endlich wieder sehen lassen an öffentlichen Orten, da ich ihn nun gesehen habe, den Mann des öffentlichen Staunens, den Eckstein der Tagesinteressen, den magnetischen Pol der Luftströmungen, den — nicht weiter! Wir wissen ja nun schon hinlänglich, daß nur von dem Großmagus Houdin*) die Rede sein kann, der nicht bloß zaubert, sondern bezaubert; sogar Referenten und Recensenten, was bisher so unmöglich war, wie die Quadratur des Zirkels! . . ." Rellstab beschreibt einige Tricks des Künstlers, darunter folgende: „Er wickelt sich ein allerliebstes Turteltäubchen in einen Bogen Seidenpapier; wir sehen es darin zappeln, er haucht darauf, und — ein Lufthauch ist alles, was sich in dem Seidenbogen befindet. Fort durch alle Lüfte ist das Täubchen! »Ei, dergleichen haben wir schon öfter gesehen.« Ich glaube es, aber wie? So wie hier saht Ihr's noch nie! . . .

*) Nebenbei: der eigentliche Name des Künstlers war Robert; den Geburtsnamen seiner Frau, Houdin, hatte er erst in den vierziger Jahren mit behördlicher Erlaubnis angefügt. D. Verf.

Ich will euch ein Märchen erzählen, d. h. eine wahre Geschichte. Von schöner Hand erbittet der Magus mit Grazie ein Taschentuch und einen Ring, wickelt den letzten ins erste und schnürt das Päckchen wohl zu. Ein Ei, eine Citrone, eine Orange werden euch vorgelegt, und die Wahl gelassen, in welcher der drei sich der Ring mit dem Tuch wiederfinden soll. Die äußerste Rechte ruft: „In der Orange!“ Die äußerste Linke: „In dem Ei!“ Das Centrum: „In der Citrone!“ — O weshalb ist Herr Houdin nicht Minister geworden! Wie hätte er die divergierendsten Kammern unter einen Hut gebracht! Die orientalische Frage hätte er geschlichtet (wenn auch nicht beantwortet) bei einer Tasse Nachmittagskaffee! — »Nichts leichter als die Vereinigung dieser drei Wünsche,« entgegnet er. »Ich werde bewirken, daß das Ei in der Citrone, die Citrone in der Orange Platz finde, so stecken alle drei in einem und das Schnupftuch in allen dreien.« Das geschieht dann wirklich und wahrhaftig . . .“

Nach Robert-Houdin ist der Taschenspielerkunst kein neuer Reformator erstanden. Sie wandelt jetzt noch wesentlich in denselben Bahnen wie vor vierzig Jahren und sucht sich mit den Notbehelfen des Antispiritismus und der Gedankenleserei einen neuen Aufputz zu geben. Desgleichen fehlen uns Prestidigitateure, die das ganze Gebiet mit gleicher Meisterschaft beherrschen. Die beiden besten lebenden Vertreter, M. Hermann in Berlin und Cazeneuve in Marseille, sind bloß in gewissen Grenzen mustergültig: jener excelliert hauptsächlich in Handtricks mit Karten und Thalern, dieser in Kartenkunst-

stücken. Und von den tausend anderen kann man wohl sagen, daß sie gut, nicht aber, daß sie vorzüglich „arbeiten". Es geht der Prestidigitation im Grunde nicht anders als mancher Kunst und Einzelwissenschaft: sie harrt sehnsüchtig ihres Messias.

Woran mag das liegen? Was ist denn außer den technischen Kenntnissen, die sich schließlich jedermann mit gehöriger Geduld erwerben kann, dazu nötig, um ein guter Taschenspieler zu sein?

II.

Der Taschenspieler muß eine gar krause Ahnentafel aufweisen können. Er muß in gerader Linie abstammen mütterlicherseits von der Hexe von Endor, väterlicherseits von dem Zauberer Merlin; er muß Zornebogk und Sykorax zu Pathen gehabt haben und die Faust'sche Hexe zu seinen Muhmen zählen.

Mit anderen Worten: Der Taschenspieler muß zu seinem Beruf geboren werden. Non cuivis hominum contingit adire Corinthum.

Der moderne Hexenmeister bedarf zunächst in hervorragendem Maße derselben Eigenschaft wie der Arzt. Er muß Vertrauen einflößen. Die Zuschauer müssen es ihm aufs Wort glauben, wenn er versichert, daß er in der linken Hand eine Apfelsine halte, mag dieselbe auch schon längst in die rechte Hand hinübergewandert sein. Diese Fähigkeit, die Sympathien des Publikums vom ersten Augenblick an zu erobern, so, daß die Anwesenden ohne Ausnahme willig den Intentionen des Künstlers folgen, läßt sich nicht erlernen, und doch besteht gerade

in einer solchen Stimmung des Publikums das vornehmste Hilfsmittel des Pestidigitateurs.

Denn wodurch er seine Wunder zu stande bringt, das ist nicht die große Schnelligkeit der Finger. Eigentlich paßt das Wort Prestidigitation gar nicht. Der tüchtige Taschenspieler erweckt zwar bei dem Laien den Glauben, es ginge alles so rasch und gewandt von statten, daß man es unmöglich sehen könne, in Wirklichkeit jedoch macht er die nötigen Bewegungen mit der größten Ruhe und Langsamkeit. Die Vollkommenheit liegt in der ars artem celandi, in der Kunst, den Zuschauer so zu beeinflussen, daß man ihm alles vor der Nase vormachen kann, ohne daß er es merkt. Auch zu diesem zweiten Haupterfordernis eines Adepten ist natürliche Anlage nötig. Ich habe manche Dilettanten gesehen, die recht hübsche Erfolge hätten erzielen können, wenn sie nicht die thörichte Eitelkeit besessen hätten, mit ihrer „Geschicklichkeit“ zu prunken. Darin liegt nicht der Reiz dieser Kunst, daß der Beschauer über die bei ihr aufgewendete affenähnliche Geschwindigkeit erstaunt, vielmehr darin, daß er auch diese Erklärung für ausgeschlossen hält und mit dem Bewußtsein nach Hause geht, ein Stündchen in einer wirklichen Wunderwelt verbracht zu haben. Die letzte Wirkung steht ästhetisch ungleich höher als die erste und hebt die Prestidigitation aus der Sphäre der Jonglerie heraus. Es hat seinen Grund, daß sich Männer aus den besten Gesellschaftskreisen ohne Scheu mit Taschenspielerei beschäftigen, während dieselben nie daran denken werden, equilibristische Kunststücke vorzuführen.

Auch aus einem zweiten Grunde gilt die Warnung vor Unruhe und Überstürzung. Das Publikum braucht Zeit, um die Bewegungen zu sehen und in ihrer Bedeutung zu verstehen, und wenn beispielsweise bei einer Verwandlung die zweite Phase eintritt, ohne daß die erste genugsam angezeigt war, wenn also bei der Verwandlung einer Apfelsine in einen Apfel niemand bemerkt hatte, daß der Gegenstand erst eine Apfelsine war, dann fällt natürlich der ganze Trick ins Wasser. Darum bedarf der echte Taschenspieler jener außerordentlichen Ruhe, die gleichfalls nicht jedermanns Sache ist. Er muß ferner, neben dem vertrauenerweckenden Auftreten und der imponierenden Ruhe, über die Fähigkeit verfügen sich gleichsam eine magische Atmosphäre zu schaffen*), in der die Beschauer einerseits alles, selbst das unglaubliche, für möglich, anderseits alles, selbst das einfachste, für wunderbar halten. In dieser Richtung liegt die psychologische Bedeutung vieler kleinen Kniffe, die der Praktiker anzuwenden pflegt. Er läßt sich etwa den benötigten Thaler nicht geben, sondern zaubert ihn aus der Nase eines fremden Herrn hervor. Er steckt die Handschuhe nicht, wie gewöhnliche Menschenkinder, in die Tasche, sondern zerrollt sie in den Händen u. s. f. — schließlich weiß der Zuschauer gar nicht mehr, wie er aus einem solchen Labyrinth von Hexerei entkommen kann, und gerät in eine Stimmung, welche dem Taschenspieler seine Aufgabe wesentlich erleichtert.

---

*) Deshalb soll ein sorgfältig gewähltes Programm stets mit einem „Blender“ beginnen.

Indessen das Hauptgeheimnis aller Prestidigitation besteht darin, die Gedanken der Anwesenden in eine solche Bahn zu lenken, daß die Entwickelung des Tricks für den Augenblick als natürliches Resultat der künstlich untergeschobenen Ursachen erscheint. Das Publikum muß sich sagen: die Karte ist durch ein Anhauchen verwandelt worden, so den Gedankengang vollziehend, der von dem Taschenspieler durch alle möglichen Mittel suggeriert wird. Nun kommt aber die Vernunft dazwischen und wirft ein: das ist doch unmöglich, daß durch einen Hauch aus Coeur-Aß Pique-Bube wird, und aus diesem logischen Widerspruch zweier gleichzeitigen Vorstellungen entspringt das angenehme Bewußtsein der Illusion. — Als subjektive Vorbedingung des genannten psychologischen Fundamentes aller Taschenspielerkunst ist der Glaube an sich selbst zu bezeichnen. Der Künstler muß von dem Augenblick an, wo er die Karten in die Hand nimmt, von dem Gefühl durchdrungen sein, er könne jetzt wirklich nach Belieben schalten und walten; ein jedes „Passe" muß ihm selbst als thatsächliche Zauberformel aus dem Munde kommen und seine eigenen falschen Behauptungen müssen ihm fast als Wahrheit erscheinen. Nur der Überzeugte überzeugt. Viel hängt ferner von der geschickten Gruppierung der Tricks ab, durch die ein verhältnismäßig einfaches Kunststück seine zweckmäßige Verwertung als pädagogische Vorbereitung für ein größeres Wunder erfährt und Gedankenverbindungen sich herstellen lassen, die dem Erfolg der Experimente äußerst günstig sind. Am wichtigsten jedoch bleibt die Art der Vorführung, in Sprache und Geste.

Hierüber können keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden; vielleicht vermag ein Beispiel deutlich zu machen, worauf es ankommt.

Es handelt sich beispielsweise um das bekannte Verschwinden eines Thalers. Die Vorschrift lautet: man halte das Geldstück zwischen Daumen und Mittelfinger der linken Hand, ergreife es dann scheinbar mit der rechten Hand, schließe diese und zeige sie dann dem Publikum, wider dessen Erwarten, als leer. Der ganze Kniff besteht darin, daß in dem Augenblick, wo die rechte Hand zugreift, der Thaler, von den zwei ihn haltenden Fingern losgelassen, in die linke Handhöhle zurückfällt und dort verborgen bleibt. Und nun sehe man diese recht simple Geschichte von einem Künstler ersten Ranges, wie Herrn M. Hermann, ausgeführt! Hermann nimmt zunächst den Thaler und wirft ihn zu wiederholten Malen auf die Holzfläche des Tisches, um, wie er sagt, zu beweisen, daß wir es mit einem einfachen harten Thaler zu thun haben. In Wirklichkeit jedoch ruft er damit einmal unwillkürlich in jedem die Vorstellung wach, daß ein Ding, das solchen Lärm mache, doch unmöglich lautlos verschwinden könne, eine Vorstellung, die den Effekt des Tricks bedeutend erhöht, und zweitens betäubt und verwirrt der fortschwingende helle Klang die Umstehenden dermaßen, daß sie in einer halben Hypnose den weiteren Vorgängen folgen. Nun nimmt Hermann den Thaler in die linke Hand, sieht mit prüfendem Blick auf die rechte, als ob es auf die in der Hauptsache ankäme — und greift dann zu. Aber dieser Griff hat etwas so Überzeugendes, daß man darauf schwören möchte, die

rechte Hand hätte den Thaler gefaßt und hielte ihn umschlossen; die Stellung der Finger ist dem supponierten Thatbestand auf das natürlichste angepaßt. — Kaum ist der Griff geschehen, so geht sofort die Rechte zur Seite, und das Mitgehen des ganzen Körpers, das Beugen des leicht nach vorn geneigten Kopfes, der Blick der Augen, zwingen die Anwesenden förmlich, dieser Hand zu folgen. Die Linke hat sich inzwischen dem Körper zugewendet und weist mit den zwei ersten Fingern auf die rechte Hand, während die beiden anderen Finger den vom Daumen nach oben gedeckten Thaler durchaus unauffällig halten. Wenn durch solche Nuancen und besonders durch den Vortrag des immerwährend redenden Künstlers die ganze Aufmerksamkeit auf die rechte Hand concentriert ist, und jeder sich vornimmt, jetzt einmal recht genau aufzupassen, wie der Thaler wohl aus dieser Faust verschwinden soll, macht Hermann kleine Ruckbewegungen mit den Fingern, die diese immer mehr von der Maus wegziehen, und sagt dabei, anscheinend selbst aufs höchste für das merkwürdige Phänomen interessiert: „Sehen Sie, meine Herrschaften, wie der Thaler immer kleiner wird, immer kleiner — und jetzt, sehen Sie, ist er ganz verschwunden.“ Dabei öffnet er die Finger völlig, die Gestalt, die bisher ganz in Betrachtung der Wunderhand versunken war, richtet sich auf, und die blitzenden Augen scheinen auszudrücken: es sei doch eigentlich eine ganz tolle Sache mit dem Thaler ...

Ja, wie bildet man sich aber zu einem solchen Hexenmeister aus? wird der Leser fragen. Zuvörderst heißt

es natürlich üben, üben und nochmals üben. Man steigt von den einfacheren Griffen zu den schwereren auf, indem man stets erst den Trick in seinen einzelnen Bestandteilen, dann im ganzen übt. Indessen hierüber stehen mir als Dilettanten keine Belehrungen zu; auch enthält dieser unterste, durch Lehrer und Bücher erlernbare Teil der Ausbildung nur geringe psychologisch wichtige Elemente. Sobald dann die technische Seite eines Tricks tadellos beherrscht wird, muß sich der Schüler der dramatischen Seite zuwenden, welche, was die Wirkung anbetrifft, die größte Bedeutung zu beanspruchen hat. Damit jeder Vorgang den Anstrich möglichster Natürlichkeit gewinne empfiehlt es sich, stets vor einem Spiegel zu arbeiten. Hierbei muß der Taschenspieler zuerst das wirklich thun, was er später, bei der Aufführung, zu thun vorgiebt; er muß genau die Stellungen und Bewegungen seiner Hände beobachten und sie hernach mit peinlicher Treue kopieren, damit alle Unterschiede zwischen Realität und Illusion verschwinden. Vor allen Dingen soll er sich daran gewöhnen, immer mit den Augen der Hand zu folgen, die den Gegenstand zu enthalten scheint, da dies das sicherste Mittel ist, Augen und Aufmerksamkeit der Zuschauerschaft in die gleiche Richtung zu lenken.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß die wichtigsten Organe für die Ausübung unserer Kunst Getast und Gesicht sind. Ihre methodische Ausbildung bleibt die Hauptaufgabe des angehenden Prestidigitateurs. Es empfiehlt sich daher, eine Zeit lang in die Schule des Jongleurs zu gehen, um die Accomodation der Bewegungen zu üben. Ich persönlich habe mich bei Unter-

suchungen über den sogenannten Muskelsinn vielfach mit Jongleuren abgegeben, und ich muß gestehen, daß die Feinfühligkeit dieser Leute für die kleinsten Schwankungen des Gleichgewichtes und die Anpassungsfähigkeit ihrer Bewegungen an das Unglaubliche streift. Ein Japaner zeigte mir beispielsweise das Voltigieren von vier verschieden schweren Kugeln in der Luft, während er gleichzeitig einen beliebigen englischen Text laut vorlas; er vermochte also die Wurflinien und die durch sie bedingten Handbewegungen auf das genaueste abzuschätzen, obwohl Auge und Aufmerksamkeit in anderer Richtung beschäftigt waren. Eine ähnlich staunenswerte Sensibilität des Tastsinnes besitzt der französische Prestidigitateur Cazeneuve. Cazeneuve ist im stande, von jedem Kartenspiel eine beliebige Anzahl Karten mit einem Griff abzuheben. Man wünscht sechs Karten, die Hand greift zu, nimmt ab und giebt einem genau sechs Karten, man wünscht zwanzig, dasselbe Schauspiel, man fordert dreizehn, dreißig, vierundzwanzig, stets — mit seltenen Fehlversuchen — derselbe Erfolg. Welche fabelhafte Empfindlichkeit für winzige Höhenunterschiede dazu erforderlich ist, lernt man am besten durch einen eigenen Versuch verstehen.

Über die Entwickelung des Gesichtes giebt Robert-Houdin beachtenswerte Winke. Robert hatte stets an den Pianisten die Fähigkeit bewundert, auf einen einzigen Blick eine große Anzahl von schwarzen Punkten zu übersehen, in Begriffe und schließlich in Bewegungen umzusetzen; er sah ein, daß diese Art Wahrnehmung einer eigentümlichen Fortbildung fähig sei, sobald sie auf

Intelligenz und Gedächtnis angewendet würde. Er begann daher eine Reihe von Übungen, zu deren Verständnis ich ein paar Worte vorausschicken muß. Bekanntlich vermag der normale Mensch die Summe einer kleinen Anzahl von Gegenständen sofort anzugeben, und zwar liegt die Grenze etwa bei fünf. Ob zwei oder drei, vier oder fünf einzelne Markstücke nebeneinander liegen, das kann man ohne Besinnen überschauen. Aber sowie die Zahl sich vergrößert, wird eine kurze Überlegung nötig und nur einzelne, besonders veranlagte Individuen, wie Dase, sind im stande, bei größeren Summen augenblicklich das Richtige zu treffen. Robert unternahm es nun, in Gemeinschaft mit seinem kleinen Sohn Emil, ihre ursprünglich recht minderwertige Perceptionsgabe derart auszubilden, daß sie eine beliebig herausgegriffene Anzahl Dominosteine abschätzten. Nach wochenlangen Mühen war die Maximalgrenze bis auf 12 erweitert. Nun veränderte Robert die Experimente so, daß an die Stelle gleichartiger Objekte verschiedenartige traten. Zu diesem Zweck durchstreifte er täglich mit seinem Sohn die Straßen. Sobald sie an einem mit allerhand Waren gefüllten Schaufenster vorüberkamen, warfen sie einen aufmerksamen Blick darauf, machten nach wenigen Schritten Halt und notierten diejenigen Gegenstände, welche sie in dieser kurzen Zeit erfaßt hatten. Anfangs sahen sie höchstens vier oder fünf deutlich, nach einigen Monaten jedoch brachten sie es bis auf dreißig, der Kleine sogar manchmal bis auf vierzig. Mit Hilfe dieser übernormalen Perceptionsgabe hat Robert-Houdin die meisten seiner Glanzstücke ermöglicht, zu denen u. a. das Experiment

der „seconde vue“ gehörte. Man kann sich nunmehr ganz gut sein sogenanntes „Hellsehen“ erklären, das in den vierziger und fünfziger Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt erregte. Der Vater sammelt auf einer Platte eine Anzahl Objekte, sagen wir zwanzig, ein und dreht sich für eine halbe Minute so, daß der Knabe einen Überblick gewinnt*). Dann vermag der Knabe schon die Anzahl der Gegenstände zu nennen und sie ungefähr zu schildern: was etwa noch fehlt, wird durch einen sinnreichen Signalkodex übermittelt. Letzterer trat besonders dann in Aktion, wenn die Gegenstände eingewickelt waren. In diesem Fall verwickelte Robert den Geber in ein kurzes Gespräch und benutzte die Zeit, um mit dem sorgfältig gespitzten Nagel des rechten Daumens ein kleines Loch in die Umhüllung zu bohren und mit dem Adlerauge des früheren Mechanikers den Inhalt zu prüfen. Es ist erstaunlich anzuhören, welche ans Wunderbare grenzenden Experimente auf diese Weise zu stande kamen.

Unser Gewährsmann betont, daß er auch nach anderer Richtung Vorteil von seinen Studien gezogen habe. Diese Übungen hatten ihm nämlich die Fähigkeit verschafft, gewissermaßen gleichzeitig zwei Gedankengänge zu verfolgen, sowohl an das zu denken, was er that, als auch an das, was er sagte, beim Prestidigitateur zwei ganz verschiedene Dinge. Und das ist eine Haupt-

*) Dem Knaben sind freilich die Augen verbunden. Indessen bleibt stets unten ein kleiner Spalt zum Durchgucken, sofern man nicht Watte oder Heftpflaster zu Hilfe nimmt; und das geschieht natürlich bei öffentlichen Vorstellungen nicht.

aufgabe des Künstlers, das Spiel seiner Hände völlig unabhängig von der Thätigkeit des übrigen Körpers zu gestalten und die nötigen Griffe ohne die geringste Beteiligung der nicht gebrauchten Körperteile auszuführen. Die Finger müssen einen Mechanismus für sich selbst bilden, der absolut selbständig fungiert. Nur dann vermag der Taschenspieler während der Ausführung eines Kunststückes die Mienen der Umstehenden mit genügender Sorgfalt zu beobachten und damit den von allen Seiten drohenden Gefahren zu entgehen. So gewaffnet wird er freilich auch unanfechtbar sein. Dem geübten Künstler mißlingt nie, schlechterdings nie ein Trick.

Die Leichtigkeit der Ausführung ist das einzige, was in gewissem Sinne von der Beschaffenheit des Publikums abhängt. Der Ungebildete ist weit schwerer zu täuschen als der Gebildete, denn jener sieht in jeder Tour ein Mißtrauensvotum gegen seine Intelligenz, einen Versuch, ihn zu düpieren, gegen den er mit allen Kräften ankämpft, während dieser sich widerstandslos der Illusion hingiebt, da er ja allein in der Absicht gekommen ist, getäuscht zu werden. Aber welche Naivetät gerade die Gebildetsten gelegentlich zu Tage legen, sollte man nicht glauben. Ich habe einen Professor gesehen, der bei dem bekannten Ringspiel Stein und Bein schwor, er habe alle acht Ringe geprüft, obwohl er thatsächlich nur zwei in die Hand bekommen hatte, und ich selbst habe es öfters gewagt, eine Anzahl Karten in der umgekehrten Reihenfolge zu numerieren, als sie es der Verabredung gemäß verdienten, ohne daß jemand daran Anstoß genommen hätte.

Die Erklärung hierfür liegt in zwei Grundfunktionen unseres psychischen Organismus: der Association und der Imitation. Der folgende Abschnitt soll ihre Beziehungen zur Kunst der Täuschung erörtern.

III.

Für das Verständnis der seelischen Bildungsprozesse geben die Gesetze der Vorstellungsreproduktionen den durchgreifenden Gesichtspunkt ab. Die neuere Psychologie lehrt einstimmig, daß, wenn eine Vorstellung B mit der Vorstellung A gleichzeitig im Bewußtsein gewesen oder unmittelbar auf dieselbe gefolgt war, beim Wiedereintritt von A eine Tendenz dafür vorhanden ist, daß auch B sich wieder im Bewußtsein einstelle. Man pflegt dann zu sagen, die Vorstellung B sei mit der Vorstellung A associiert. So weckt die Wahrnehmung einer Messerscheide sofort die Vorstellung der stets damit zusammengesehenen Klinge, und die Wahrnehmung des Blitzes ruft unwillkürlich die Erwartung eines Donnerschlages hervor.

Der einfachste Typus der Täuschung besteht nun darin, daß gewisse Erwartungen durch ungewohnte äußere Umstände nicht erfüllt werden. Wenn ich mit gekreuzten Fingern eine Doppelheit von runden Gegenständen wahrnehme, so kann mich erst der Augenschein davon überzeugen, daß ich es in Wirklichkeit bloß mit einer Kugel zu thun habe; die tausendfach gemachte Erfahrung, daß doppelt Gefühltes auch Doppeltes ist, ruft in diesem Fall eine Illusion hervor. Es begegnet einem

wohl auf Reisen, daß man frühmorgens die Wasserkanne derart hochhebt, daß sie beinahe bis an die Decke fliegt. Der einfache Grund ist die Nachlässigkeit des Zimmermädchens, das die Karaffe mit Wasser zu füllen vergessen hat. Es sind also Schwere des Gefäßes und erforderliche Kraftanstrengung in einer sehr merkwürdigen Weise miteinander associiert. Kurz, eine große Anzahl unbeabsichtigter Täuschungen entspringt jenem allgegemeinen Geistesgesetz, laut dessen wir gegenüber dem Ungewöhnlichen und Exceptionellen gewohnte und wohlbekannte Regeln in Anwendung bringen.*)

Der Leser hat gewiß schon einmal das verblüffende Kunststück gesehen, wie mehrere entliehene Ringe zerhämmert, in eine Pistole gesteckt, herausgefeuert und nachher unversehrt einem Kästchen entnommen werden, das in drei anderen steckte. Ohne uns mit der Erklärung des ersten Teiles dieses Tricks aufzuhalten, wollen wir den letzten einer kurzen Prüfung unterziehen. Der Künstler stellt einen ziemlich großen Kasten auf den Tisch, dessen Schloß geöffnet werden muß. Es zeigt sich, daß ein kleinerer Kasten darinnen ist, der herausgeholt, gleichfalls aufgeschlossen und seines Inhaltes, eines dritten Kästchens, entledigt wird. Wenn der Taschenspieler so dem Publikum demonstriert hat, daß 2 aus 1 und 3 aus 2 hervorkommt, dann kann er sehr leicht das letzte, kleinste Kästchen von einer Leiste unter dem Tisch fortnehmen und es so hervorziehen, als ob

---

*) Vergl. Jastrow., The psychology of deception. Popular Science Monthly, Bd. XXXIV, Nr. 2. New-York 1888.

es aus dem nächstgrößeren Kasten stamme. Der Beobachter ist durch die beiden ersten reellen Vorgänge so von der Richtigkeit auch des letzten überzeugt, daß es ihm niemals in den Sinn kommen wird, daran zu zweifeln, daß No. 4 aus 3 hervorgeholt worden ist. Die psychologische Grundlage der Täuschung besteht ersichtlich in der sinnreichen Ausnutzung der gewohnheitsmäßigen Association: Hervorholen eines Kastens und Hervorholen dieses Kastens aus einem anderen Kasten sind zwei Vorstellungen, zwischen denen die Klugheit des Taschenspielers künstlich eine enge Verbindung hergestellt hat. Der Zuschauer wird angeleitet, einen logisch regelrechten Schlußsatz aus zwei Prämissen auch in jenem dritten Fall zu ziehen, wo die Voraussetzungen nicht mehr wie im ersten und zweiten Falle zutreffen.

Wir erhalten hiermit ein neues Prinzip der Taschenspielerkunst. Es lautet: thue das erst wirklich, wovon der Beobachter nachher glauben soll, du habest es gethan. In der That wird diese Regel in praxi vielfach befolgt. Der Künstler wirft erst einige Thaler wirklich in den Hut, ehe er die übrigen durch Enpalmage daran hindert, ihren Vorgängern zu folgen; er legt eine Karte thatsächlich auf das zweite Spiel, bevor er die übrigen vier in den Ärmel schlüpfen läßt. Eine geradezu klassische Illustration liefert das Verschwindenlassen der Apfelsine in der Luft. Man setzt sich an das Kopfende eines Tisches, wirft eine Apfelsine etwa einen halben Meter in die Höhe, fängt sie mit einer Hand wieder auf und läßt diese Hand dabei unter die Tischkante sinken, dann wirft man die Apfelsine mit einem etwas stark markierten

Ausholen nochmals in die Höhe und zwar jetzt etwa anderthalb Meter hoch; auffangen; dabei sinkt die Hand zum dritten noch stärkeren Ausholen tief unter die Tischkante, läßt die Apfelsine auf dem Schoß liegen und macht, ohne eine Sekunde zu zögern, die dritte Wurfbewegung. Neun Zehntel des Publikums sehen dann die Apfelsine in der Luft verschwinden. Bei diesem ebenso einfachen wie lehrreichen Experiment fehlt erstens jede Deckung, wie bei dem oben beschriebenen Verschwindenlassen des Thalers, und zweitens jeder Apparat wie bei dem eben erwähnten Kästchenkunststück. Hier ruht alles auf den subjektiven Bedingungen der Täuschung, nicht auf irgendwelchen äußeren Hilfsmitteln.

In dem Sinn psychologischer Maßnahmen sind manche kleinere Taschenspielerkniffe zu verstehen. Angenommen, ein in der rechten Hand verbliebenes Geldstück ist scheinbar in die linke Hand hinübergelegt. Wollte nun der Prestidigitateur sofort die linke Hand öffnen und zeigen, daß sie den Thaler nicht enthält, so würden die Zuschauer sehr leicht auf die richtige Erklärung kommen, nämlich die, daß der Thaler überhaupt niemals in die Linke hineingelegt worden ist. Sobald man jedoch ein oder zwei Minuten mit dem Öffnen der Hand wartet, so daß das Publikum sich an den Gedanken gewöhnt hat, das Geldstück sei darin, und man dann noch vor dem Öffnen den Ballen der Linken ein paar Mal sanft streicht mit der anderen, das Geldstück thatsächlich haltenden Hand, dann giebt man nicht nur der Rechten eine angemessene und durchaus unauffällige Beschäftigung, sondern man legt auch dem Publikum die Ver-

mutung nahe, daß die mysteriöse Bewegung der rechten Hand irgendwie die Ursache des Thalerverschwindens sei. Man muß das einmal selbst erleben, wie solche Kleinigkeiten das Urteil scharfer und fähiger Beobachter irreführen können. Der Zuschauer weiß in abstracto sehr gut, daß ein Reiben des Handballens mit den Fingern der anderen Hand keine adäquate Ursache für das Verschwinden des Geldstückes abgiebt, aber da das Verschwinden über allem Zweifel feststeht, so nimmt der Geist unwillkürlich die Erklärung an, die ihm indirekt geboten ist. Ganz ähnlich wirkt das eigentlich sinnlose „Rüffeln"*) der Karten. Gesetzt den Fall, man habe heimlich einer bestimmten Karte eine für den Trick nötige Stellung in dem Spiel gegeben, ohne daß die Zuschauer davon wissen. Wenn man nun, bevor man zeigt, daß alles in der gewünschten Ordnung ist, ostentativ die Karten rüffelt, so werden die meisten Anwesenden glauben, daß jetzt die Transposition geschehen sei, und demnach weit weniger von der eigentlichen Natur des Tricks verstehen, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre.

Dieser letzte Kniff ließe sich auch in eine Kategorie reihen, die füglich als Ablenkung der Aufmerksamkeit bezeichnet werden kann. Dadurch, daß der Taschenspieler ein Interesse für ein beliebiges unwichtiges Detail erweckt, konzentriert er die Aufmerksamkeit auf einen

*) Man hält das Kartenspiel so, daß Mittel- und Zeigefinger sich hinten befinden und der Ringfinger vorn. Dann drückt man mit dem Daumen auf das obere Ende des Spieles und läßt die Karten mit beliebiger Schnelligkeit durchlaufen. Es entsteht auf diese Weise ein sehr charakteristisches, scharfes Geräusch.

falschen Punkt oder, negativ ausgedrückt, entfernt sie von der Hauptsache; und, wie wir alle wissen, sind die Sinne eines unaufmerksamen Menschen ziemlich stumpf. Der Taschendieb ist Psychologe genug, um als Arbeitsfeld die Theater oder Ausstellungen zu bevorzugen, weil er dessen sicher ist, daß an solchen Plätzen die Leute wenig Obacht auf Uhr und Portemonnaie geben. Ebenso vermeidet es der Prestidigitateur sorgfältig, jemals vorher die Natur eines Tricks genauer zu bezeichnen, damit der Zuschauer ja nicht weiß, worauf die Aufmerksamkeit zu fixieren ist.

Eine verwandte Regel giebt bereits der französische Physicien Decremps. Wenn man „Eins! Zwei! Drei!" vor dem Verschwindenlassen eines Gegenstandes zähle, dann müsse das thatsächliche Verschwinden vor „Drei" und nicht erst bei „Drei" stattfinden, denn da des Publikums Aufmerksamkeit auf die „Drei" gespannt ist, entgeht ihr ganz, was bei „Eins" oder „Zwei" passiert. Ich persönlich habe bei meinen anspruchslosen Darbietungen im Freundeskreis oft nach dieser Lehre gehandelt und habe stets von neuem darüber gestaunt, daß Männer der exakten Forschung so blind gegenüber dem sein können, was sich unmittelbar unter ihren Augen vollzieht. Nun geht freilich der Gedankengang des Laien fast nie den natürlichen Weg. Er kann sich gar nicht vorstellen, daß mit solchen einfachen Mitteln und mit solcher — Keckheit gearbeitet wird, er sucht vielmehr nach den verwickeltsten Hypothesen oder führt alles auf eine Lieblingsvorstellung zurück, z. B. das Verschwinden im Rockärmel, das nebenbei in der Praxis höchst selten

angewendet wird. Aber wie er sich auch anstellen mag, es wird immer gelingen, ihn auf einen Augenblick so abzulenken, daß der Coup unbemerkt ausgeführt werden kann.

Eine besonders wirksame Methode der Ablenkung rechnet auf die menschliche Nachahmungssucht. Wir haben eine Neigung, alle wahrgenommenen Handlungen ganz oder andeutungsweise zu imitieren. Sehen wir jemand gähnen, so gähnen wir mit, hören wir ihn lachen, so kitzelt es uns auch in den Mundwinkeln, bemerken wir, daß er sich plötzlich umdreht, so fühlen wir den gleichen Trieb, schaut er nach oben, so blicken wir gleichfalls in die Höhe — eine normale Anlage, die in pathologischer Ausartung zur lata und zu den jumpings führt.

Darauf rechnet in vielen Fällen der Taschenspieler. Er blickt stets nach der Richtung, in der er die Aufmerksamkeit seines Auditoriums wünscht, und macht überhaupt alles das vor, was das Publikum thun soll. Wenn er sein Auge sinnend zur Decke erhebt, dann fliegen mit hörbarem Ruck die Köpfe aller Anwesenden in die Höhe, und es bietet einen unsagbar komischen Eindruck, wie nun die Finger ganz ruhig unten Karten vertauschen oder ähnliche Manipulationen vornehmen. Liegt der Trick in der linken Hand, so wendet sich der Taschenspieler mit scharfer Wendung an eine zur rechten Seite befindliche Person, in der richtigen Berechnung, daß die Anwesenden mit dem Oberkörper die gleiche Bewegung machen und demnach nicht beachten werden, was linker Hand vorgeht. Bei einer großen Anzahl von Touren handelt es sich darum, eine mitten in das Spiel gesteckte Karte

durch die Volte oben auf das Päckchen hinaufzubringen. Natürlich wäre es ganz verkehrt, sofort nach Empfang der Karte den Griff auszuführen, denn auch die schnellste und geschickteste Ausführung würde dem Publikum bemerkbar sein. Der Prestidigitateur vielmehr hält das Spiel ruhig und fragt nach einer kurzen Pause den, der die Karte zog: „Sie sind doch dessen ganz sicher, daß Sie die Karte wiedererkennen werden?“ Sobald er zu sprechen beginnt, wird ein natürlicher Impuls aller Augen auf sein Gesicht ziehen und ihm das Volteschlagen auf die ungezwungenste Weise ermöglichen. Überhaupt hat jede scharfe, kurze Bemerkung zur unfehlbaren Folge, daß sich — wenigstens für einen Augenblick — die Augen von den Händen ab- und dem Munde zuwenden, kraft dem erwähnten Gesetz der Imitation.

Außer diesen wenigen Hauptpunkten giebt es nun eine sehr große Anzahl kleinerer Schliche, die unmöglich im einzelnen geschildert werden können. Da giebt Ducret die Anweisung, man solle bei den Geschicklichkeits-Touren im Boniment Kombinationsgabe als Lösung des Rätsels andeuten und sich sehr schwerfällig anstellen, damit der Zuschauer ja nicht auf eine annähernd richtige Erklärung verfalle. Ein Deutscher rät, das, worauf es einem nicht ankommen kann, direkt zu erfragen, wichtige Auskünfte jedoch nur heimlich herauszulocken. Und so lassen sich neben der Hauptstraße ungezählte kleine Gänge in dem Fuchsbau der Taschenspielerkunst entdecken. Ein paar derselben kommen in dem folgenden Beispiel zur Geltung, das diesen Abschnitt beschließen möge.

Der Künstler läßt aus einem Spiel Karten eine

herausziehen, sich merken und „nach Belieben" wieder hineinstecken. Er hebt dann das Spiel in die Höhe, zeigt die unterste Karte und fragt, ob diese die gewählte sei. Da es verneint wird, zieht er sie herunter und legt sie mit der Rückseite nach oben auf den Tisch. Darauf hebt er einmal ab, zeigt die jetzt zu unterst liegende Karte, fragt, ob es jetzt die richtige sei, und legt sie nach abschlägigem Bescheid neben die erste. Das gleiche Spiel wiederholt sich zum dritten mal. Nun bittet der Prestidigitateur, von den drei verdeckt liegenden Karten eine zu wählen. Es geschieht, die Person deckt auf und erkennt zu ihrem Erstaunen, daß sich die Karte inzwischen in die vorher gewählte und dem Künstler unbekannte Karte verwandelt hat.

Die esoterische Geschichte des Tricks lautet folgendermaßen. Der Künstler läßt die Karte nicht, wie er suggeriert, in eine beliebige Stelle des Spiels stecken, sondern dorthin, wo er den kleinen Finger der linken Hand hat einschlüpfen lassen. Er pausiert darauf und fragt, welches die Farbe der gezogenen Karte gewesen sei, einmal deshalb, um die Annahme der Kombination nahezulegen und die Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt zu lenken, und ferner deshalb, um Zeit für eine besondere Art der Volte zu gewinnen, durch welche die gewählte Karte zur vorletzten des Spiels wird. Jetzt zeigt er wohl die unterste, zieht aber nicht diese, sondern die darunter liegende Karte, also die gewählte, hervor und legt sie auf den Tisch, die beiden anderen ganz beliebigen Karten legt er links und rechts von ihr nieder. Nun ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Person von

drei Karten stets die mittlere wählen wird, und um das mit noch größerer Wahrscheinlichkeit zu erreichen, läßt der Taschenspieler bei der zur Wahl einladenden Handbewegung die Hand gerade vor die gewünschte Karte niederfallen. Gelingt es, so ist der Trick geglückt, gelingt es nicht, so wird die bezeichnete Karte als unbrauchbar verworfen, was um so weniger Anstoß erregt, da ja der Partner nicht weiß, was geschehen soll.

Ich habe dies Beispiel auch aus dem Grunde gewählt, weil es sich in Kürze beschreiben läßt. Ein wahres Kabinettstück psychologischer Feinheit ist die „Verwandlung der Karte in der Hand", aber hier würde die Schilderung einen Raum von mehreren Seiten beanspruchen müssen. Überhaupt giebt es, angesichts der unendlichen Nüancenfülle eine sehr frühe Grenze für die schriftliche Darstellung, und es muß der persönlichen Erfahrung überlassen bleiben, sich mit der wechselnden Anwendung der zwei Grundgesetze vertraut zu machen.

IV.

Auf die genannten Prinzipien gehen alle jene Regeln zurück, die der Schüler zunächst zu lernen pflegt als A-B-C seiner Kunst. Sie zeigen so deutlich, daß der Kern der Prestidigitation ein psychologischer und kein technischer ist, daß ich mir nicht versagen kann, sie im Umriß mitzuteilen und zu erläutern.

„Führe **nie** denselben Trick zweimal an einem Abend aus." Erstens verliert auch der beste Trick durch die Wiederholung seinen Hauptreiz: der Beschauer wird

nicht mehr überrascht. Zweitens aber weiß das Publikum genau, was da kommen soll, und strengt nun alle seine Fähigkeiten an, den Punkt herauszufinden, an dem es vorher getäuscht wurde; das zuletzt beschriebene kleine Kunststück würde bei einer Wiederholung unfehlbar Fiasco machen. Mit etwas Takt und Geistesgegenwart wird man die Klippe des „Encore" stets umgehen können, und im schlimmsten Fall produziert man einen Trick, der in seinen ersten Zügen dem früheren gleich sieht, in der Hauptsache aber anders verläuft. Anderseits steht dem gewiegten Prestidigitateur meist eine doppelte Art der Ausführung zu Gebote. Das Verschwinden der zwei Handschuhe beispielsweise wird mittels zweier gänzlich verschiedener Methoden ausgeführt. Ein sehr niedlicher Scherz, „die ehrgeizige Karte" benannt, besteht darin, daß, an welcher Stelle immer eine bestimmte Karte in das Spiel gethan werden mag, sie stets als oberste wiedergefunden wird. Wollte man dabei fortgesetzt denselben modus operandi, etwa die Volte, verwenden, so werden aufmerksame Zuschauer leicht den Schlich bemerken; man wechselt daher zwischen Volte, dem sogen. Voisin'schen Griff, der Passe und der Filation. Jeder neue Modus erschwert es, das Geheimnis des anderen zu entdecken. Eine letzte Möglichkeit bestände in dem Gebrauch falscher Karten, indessen kein Taschenspieler, der etwas auf sich hält, wird jemals zu falschen Karten greifen. Es geht naturgemäß jede Illusion verloren, wenn jemand, wie ich es bei einem bekannten Berliner Offizier gesehen habe, aus seiner Tasche ein Spiel hervorholt, dem man die Illegitimität auf hundert Schritte ansieht, und dann damit

zu manipulieren beginnt. Wer solcher Hilfsmittel bedarf, der sollte sie wenigstens heimlich einschmuggeln, indem er sich gewöhnliche Karten geben läßt und sie bei passender Gelegenheit mit den präparierten vertauscht oder endlich sich das falsche Spiel verabredetermaßen vom Hausherrn erbittet. Denn entliehene Artikel werden sozusagen auf Treu und Glauben vom Publikum hingenommen, während die eigenen leicht einer mißtrauischen Kontrole unterzogen werden.

„Sage nie vorher, was du thun wirst." Die Anwesenden nämlich, von dem beabsichtigten Effekt frühzeitig unterrichtet, hätten die schönste Gelegenheit, auf den richtigen Punkt zu achten, d. h. den Kniff zu entdecken oder wenigstens die besten Chancen dafür zu gewinnen. Ein Beispiel. Ein recht überraschender Trick beginnt damit, daß der Künstler sich ein Taschentuch borgt und es jemand zu halten giebt. Zurückgefordert zeigt es sich in lauter kleine Stücke zerschnitten. Es wird zusammengeballt und derselben Person wieder ausgehändigt mit der Bitte, es in einer bestimmten Weise zu reiben, damit der Schaden sich behebe; auseinandergefaltet hat es sich in einen langen Streifen verwandelt. Diese Wirkungen werden durch aufeinanderfolgende geschickte Unterschiebungen erzielt und die ganze Magie besteht darin, den Moment jeder einzelnen Vertauschung zu verheimlichen. Würde nun der Taschenspieler den Zuschauern angekündigt haben, jetzt werde das Taschentuch in Stücken oder Streifen erscheinen, dann würde man sofort vermuten, daß es sich um einen Umtausch handelt, und mit Erfolg auf den Augenblick des Aus-

tausches passen. So jedoch, wenn der Prestidigitateur das Taschentuch einfach aufrollt und es einer Person zur Aufbewahrung anvertraut, ohne daß ein Mensch weiß, um was es sich handelt, denkt ja niemand daran, daß ein Substitut ausgehändigt sein könnte, und nach der Verwandlung ist eben jede Möglichkeit der Entdeckung vorüber.

„Gieb nie eine Erklärung.“ Auch die unrichtigste schadet, denn es kommt für den Laien nicht darauf an, daß er die zutreffende Erklärung erfährt, sondern daß er sich überhaupt einen Reim auf die Sache machen kann. Ich habe das an mir selbst erfahren. So oft ich ein neues Experiment sehe oder berichten höre, habe ich nach kurzem Überlegen eine Möglichkeit bei der Hand, wie der Effekt erzielt werden könnte, und obwohl meine Annahme häufig fehl geht, so zerstört sie mir doch völlig den Reiz des Unbegreiflichen, der den eigentlichen Wert der modernen Magie bildet. Und ich muß gestehen, daß ich voll Neides auf diejenigen blicke, welche sich mit unbefangenem Genuß der Zaubereien freuen können.

„Suche dir ein möglichst großes Publikum.“ Man sollte glauben, es sei leichter, einen als hundert zu täuschen. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall.*) Bei einer

*) In welchem Maße die Aufmerksamkeit Tausender abgelenkt werden kann, sieht man am besten im Circus. Wenn Clown A dem Clown B eine schallende Ohrfeige giebt, dann berührt er natürlich dessen Backe nur ganz leise; genau in demselben Augenblick jedoch schlägt B die herabhängenden Hände zusammen. Niemand bemerkt es, weil aller Augen auf die Bewegung A's und das Gesicht B's gerichtet sind.

kleinen Anzahl von Zuschauern mangelt dem Prestidigitateur die Spielweite: er kann sich nicht nach Belieben bewegen und alle die kleinen Kniffe zur Ablenkung der Aufmerksamkeit verwenden, von denen wir oben sprachen. Er ist Anfragen und Unterbrechungen unliebsamster Art ausgesetzt, sobald er es mit wenigen Personen zu thun hat, und er kann nicht — wie es für manche Tricks gefordert wird — dieselbe Karte an drei Stellen als eine verschiedene austeilen oder ähnliche Streiche wagen. Endlich hat er nicht die gewünschte Auswahl unter den Personen. Nicht mit jedem vermag der Prestidigitateur jedes Kunststück zu machen. Gewisse Tricks sind auf sehr mißtrauische Partner, andere auf naive berechnet, bei einzelnen lassen sich nur Damen, bei anderen nur Kinder mit Erfolg verwenden. Ein gewiegter Taschenspieler wird daher nie auf gut Glück eine Person um ihre Unterstützung bitten, sondern selbst für die kleinsten Manipulationen, z. B. das Herausziehen, das Festhalten, das Hineinstecken einer Karte sich bestimmte Individualitäten heraussuchen; eigentlich nur ein geübter Physiognomiker und Menschenkenner darf mit Sicherheit auf das Gelingen seiner Absicht rechnen.

Soviel von den Ergebnissen der theoretischen Untersuchung für die Praxis der Taschenspielerkunst. Der Beziehungen zur wissenschaftlichen Psychologie sind viele und mannigfaltige.

Ich erinnere an die Versuchsreihe Robert-Houdins, die ein momentanes Percipieren und Zählen verschiedener Gegenstände behandelte. Diese Experimente verdienen deshalb Beachtung, weil sie einen neuen Weg zeigen,

um höhere Thätigkeiten des seelischen Lebens numerisch zu fassen. Die Psychophysik hat sich bisher ausschließlich auf die niederen psychischen Funktionen der Sinneswahrnehmung nebst Reaktion in Bewegungen oder Urteilen beschränkt; erst Herr Ebbinghaus hat vor sieben Jahren den Anfang damit gemacht, auch verwickelte Prozesse gleichsam in Zahlen niederzuschlagen. Der genannte Forscher untersucht nämlich, wieviel Worte, bezw. sinnlose Silben man nach einmaligem Hören behält, ferner, wie oft man eine bestimmte Anzahl von Silben wiederholen muß, um sie gerade noch zu können, wie oft man dieselbe Procedur nach mehreren Stunden, bezw. Tagen vornehmen muß und welchen Einfluß hierbei der rätselhafte Faktor Übung bewirkt. Ein ähnlicher Gedanke liegt der Robert'schen Serie zu Grunde. Hier handelt es sich um die, gleich dem Gedächtnis erst langsam erworbene, Fähigkeit, eine ziffernmäßig fixierbare Anzahl von Objekten nach einmaligem Hinsehen, d. h. ohne bewußte Addition, als diese oder jene Anzahl anzugeben; mit anderen Worten, es handelt sich um jene merkwürdige Fähigkeit der entwickelten Menschen, die man als unbewußtes Rechnen bezeichnen könnte. Nach den Angaben des französischen Prestidigitateurs, nach einer gelegentlichen Mitteilung des Herrn Preyer und nach meinen eigenen Beobachtungen scheint es nun so, als wenn die Grenze eines momentanen Zusammenfassens zwischen 5 und 6 liege; und das würde in auffälliger Weise mit der Grenze übereinstimmen, über die hinaus wir einsilbige Worte durch einmaliges Hören nicht behalten können. Jedenfalls zeigt sich hier eine neue be-

achtenswerte Möglichkeit, die Geheimnisse unseres Innenlebens in Zahlen und Daten einzufangen. Sobald freilich nicht nur eine Angabe der Zahl, sondern auch eine Beschreibung der Gegenstände verlangt wird, kompliziert sich die Aufgabe in einer die Lösung ungemein erschwerenden Weise. Da spielt dann hauptsächlich das „Interesse" hinein. Eine Dame, die kaum vier gleichgeartete Objekte im Augenblick übersehen kann, vermag dennoch die Toilette einer im Wagen vorüberfahrenden Dame nachher auf das Genauste zu schildern. Also mit der zweiten Robert'schen Serie wird der Psychologe zunächst nicht viel anfangen können.

Das Kunststück: eine Apfelsine in der Luft verschwinden zu lassen, sieht auf den ersten Blick wie eine positive Hallucination aus. Wir hätten dann die überaus merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß selbst bei ganz normalen Menschen sich künstlich Vorstellungen erzeugen lassen, die den Charakter von außen erweckter Sinneswahrnehmungen besitzen, ohne daß in der äußeren Wirklichkeit etwas zu ihrer Anregung vorhanden ist. Aber erstens hat die Erscheinung einen mehrmals vorausgegangenen gleichmäßigen Sinnesreiz zu ihrem Auftreten nötig, was sie von den Hallucinationen entfernt und den sogenannten Wiederholungsempfindungen nähert, und zweitens fehlt die äußere Anregung nicht gänzlich. Es ist zwar kein in die Höhe fliegender Gegenstand als Substrat für die falsche Auffassung einer Apfelsine gegeben, sondern bloß eine Bewegung, indessen der Sinneseindruck der Bewegung genügt völlig, um das Wiederholungsbild des assoziativ mit ihm verknüpften Gegenstandes her-

vorzurufen. Wir haben es demgemäß mit einer Illusion zu thun, der subjektiven Verfälschung eines objektiv gegebenen Empfindungsmaterials. Illusionen kommen bekanntlich bei körperlich und geistig ganz gesunden Individuen vor, namentlich wenn Furcht oder andere Affekte die Phantasie in Aufregung erhalten. In unserem Falle spielt eine Art lebhafter Vorstellungsthätigkeit den Sündenbock, nämlich die gespannte Erwartung. Daß die Konzentration aller Seelenkräfte auf einen bestimmten Effekt diesen Effekt selbst zur subjektiven Folge hat, ist übrigens den Kennern des Hypnotismus nichts Neues.

Während also positive Hallucinationen auch im Reich der Täuschung nicht aufzufinden sein dürften, giebt es dort genug negative Hallucinationen. Eine positive Hallucination läßt etwas sehen, wo nichts vorhanden ist, eine negative läßt nichts sehen, wo etwas vorhanden ist. Wem ist es nicht schon passiert, daß er einen Gegenstand suchte, den er unmittelbar vor Augen hatte! Der Sinneseindruck existiert, wird aufgenommen, aber nicht vom Bewußtsein verarbeitet, und so entsteht ein momentaner Zustand von Seelenblindheit, in dem negative Hallucinationen auftreten können. Der Prestidigitateur erzeugt künstlich solche Geistesabwesenheit und beutet sie systematisch für seine Zwecke aus. Herr Moll*) bemerkt darüber im Anschluß an den Nachweis, daß man bei Hypnotisierten die Wahrnehmung äußerer Objekte durch Suggestion verhindern könne, sehr richtig das

*) Der Hypnotismus. Von Dr. med. A. Moll, S. 65. Berlin, 1889.

folgende: „Man sehe dem Taschenspieler auf die Hände, merke genau auf, und man wird sehen, wie er Gegenstände verbirgt, wie er die Volte schlägt, wie er die Karten unmittelbar vor den Augen der Zuschauer untereinander austauscht. Der Taschenspieler weiß aber durch geschickte Reden die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken, so daß selbst diejenigen, welche die Hände desselben sehen, nicht im stande sind, sich von den Vorgängen Rechenschaft abzulegen. Der Austausch der Karten z. B. fällt in den Gesichtskreis des Zuschauers, es findet der Sinnenreiz statt, aber er kommt nicht zum Bewußtsein." Übrigens kann man in der Aufstellung von Analogien zwischen der Psychologie der Hypnose und der der Prestidigitation entschieden noch weiter gehen als Moll das gethan hat.

Zum Schluß sei eines Beitrages gedacht, den uns die Taschenspielerkunst für die psychologische Auffassung von der Willensfreiheit liefert. Der bekannte Trick, eine Karte frei ziehen zu lassen und sofort zu erraten, beruht darauf, daß der Zuschauer frei zu wählen glaubt, während der Taschenspieler den Willen einseitig beschränkt und in eine bestimmte Richtung zwingt, und zwar meist so, daß er die zu wählende Karte möglichst bequem legt oder sie in dem Augenblick hervorschiebt, in dem die Finger des Partners zugreifen. Ich glaube nicht, daß es eine bessere Illustration für den Determinismus aller unserer Handlungen giebt: auch in dem Kartenspiel des Lebens greifen wir nicht beliebige Blätter, sondern die, welche ein eigenes Gesetz uns zuschiebt.

V.

Spiritismus ist Taschenspielerei. Diese Gleichung hört man oft genug von Unberufenen aussprechen, und eine Anzahl harmloser Gesellen bemüht sich, dieselbe durch „antispiritistische Demonstrationen“ augenfällig zu beweisen. Daß damit der Kern der Sache nicht getroffen wird, geht daraus hervor, daß nicht nur die Anhängerzahl der neuen Lehre stetig wächst, sondern auch bedeutende Gelehrte trotz aller Enthüllungen und Aufklärungen in der Verteidigung der mediumistischen Thatsachen beharren. Der Hauptgrund scheint der folgende zu sein. In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter bieten weder Religion noch Philosophie den Massen einen genügenden Anhalt, um Klarheit über die Rätsel des Daseins zu gewinnen, und trotzdem drängt das metaphysische Bedürfnis alle tiefer angelegten Geister über die materialistische Öde hinaus: da tritt nun der Spiritismus mit dem Rüstzeug exakter Wissenschaftlichkeit in die Schranken und sagt: ich will euch beweisen, daß es ein Leben nach dem Tode giebt. Kann es uns wundern, wenn eine solche experimentelle Ethik gerade in nachdenklichen Gemütern lauten Nachhall findet? wenn eine soziale Bewegung entsteht, deren Keime zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorhanden gewesen sind?

Solchen Strömungen gegenüber ist aber die besonnene Wissenschaft vollständig machtlos. Wem der Spiritismus eine Herzenssache bildet, den überzeugen keine Vernunftgründe, wie denn stets die Logik den Gefühlen und Stimmungen unterlegen bleibt. Es wird

also ganz vergeblich sein, in die Glühhitze einer psychischen Epidemie ein paar Wassertropfen zu werfen.

Neben den Fanatikern des Geisterglaubens stehen indes viele, welche in vorurteilsfreier Gesinnung die merkwürdigen Berichte zu prüfen und die Phänomene zu untersuchen für ihre Pflicht halten oder die wenigstens ein gewisses äußeres Interesse an den Dingen nehmen. Für sie, und für sie allein, sind die folgenden Bemerkungen bestimmt, als eine Art Nutzanwendung der früheren Erörterungen.

Unsere Kunde von den mediumistischen Erscheinungen verdanken wir fast ausnahmelos geschriebenen Berichten. Mit anderen Worten: wir erfahren nie, was irgendwo vorgegangen ist, sondern nur, was bestimmte Personen erlebt zu haben glauben. Dazwischen besteht nun, wie wir gesehen haben, ein ungeheurer Unterschied. Eine Person sieht eine Apfelsine in der Luft verschwinden, ohne sich das Wunder erklären zu können, sie wähnt acht Ringe geprüft zu haben, während sie nur zwei in der Hand gehabt hat, sie meint eine Karte frei zu ziehen, die ihr in die Finger gesteckt wurde, sie behauptet einen Gegenstand unablässig festgehalten zu haben, der in Wirklichkeit sich auf Minuten anderswo befand — und wenn sie dann nachher einem Dritten die Taschenspielerkunststücke schildert, erscheinen diese natürlich schier unbegreiflich. Es muß daher als grenzenlose Naivetät bezeichnet werden, wenn die Berichterstatter behaupten, mit der Beschreibung ihrer subjektiven Beobachtungen genau die objektiven Vorgänge wiederzugeben. Den schlagendsten Gegenbeweis liefern des verstorbenen Mr. Daveys Experi-

mente. Dieser Herr nämlich, ein Mitglied der Londoner Society for Psychical Research und Prestidigitateur aus Liebhaberei, erwarb sich durch unausgesetzte Übungen eine solche Fertigkeit in der bekannten „Tafelschrift", daß er vor zahlreichen Personen Vorstellungen mit Erfolg geben konnte. Es wurde den Gästen nie gesagt: es handle sich um Geistermitteilungen, auch nicht: es sei Taschenspielerei, sondern man überließ es jedem zu denken, was er wolle. Nach Schluß der Sitzung, die selbstverständlich unentgeltlich gegeben wurde, bat Herr Davey die Anwesenden, ihm ihre Beobachtungen am nächsten Tage schriftlich mitzuteilen. Die eingelaufenen Briefe hat er dann veröffentlicht, und sie lauten in der That so überschwänglich, daß man an geheime Kräfte glauben könnte. Schreiben auf verschlossenen und sorgfältig bewahrten Tafeln — Schreiben auf Tafeln, die von den Zeugen fest gegen die untere Fläche der Tischplatte gedrückt oder von ihnen neben den Tisch gehalten wurden — Antworten auf Fragen, die heimlich in verschlossenen Tafeln niedergeschrieben wurden — richtige Angaben aus Büchern, die von den Zeugen aufs Geratewohl und manchmal sogar bloß in Gedanken gewählt worden waren, wobei die Bücher vom „Medium" nicht berührt und die Tafeln genau beobachtet wurden — Botschaften in verschiedenen dem „Medium" unbekannten Sprachen, darunter eine in Deutsch infolge eines unausgesprochenen Wunsches und eine in Japanisch auf einer verschlossenen und versiegelten Doppeltafel u. s. f. Und obwohl selbstschreibende Schieferstückchen bei der Arbeit gehört und selbständig sich bewegende Kreidesplitter gesehen wurden, sah doch

niemand von den Beisitzern das interessanteste Phänomen, nämlich den schreibenden Herrn Davey.

Die Fehlerquellen, durch die solche abenteuerlichen Berichte zu stande kommen, lassen sich auf vier Gruppen zurückführen. Erstens: der Beobachter interpoliert ein Faktum, das nicht stattgefunden hat, das aber als geschehen anzunehmen er durch raffinierte Mittelchen gezwungen worden ist; er bildet sich ein, die Tafel examiniert zu haben, obschon er es nie that. Zweitens: er verwechselt zwei ähnliche Begriffe; er sagt, er habe die Tafel genau untersucht, während er es in Wirklichkeit nur flüchtig oder in Unkenntnis der springenden Punkte gethan hat. Drittens: der Zeuge ändert infolge einer sehr begreiflichen Erinnerungstäuschung die Ordnung der Ereignisse ein wenig um; nach seiner Ansicht hat er die Tafel noch zu einer späteren Zeit geprüft als es thatsächlich geschah. Viertens und letztens: er übergeht gewisse Einzelheiten, die ihm mit Sorgfalt als bedeutungslos geschildert worden sind; er erwähnt nicht, daß das „Medium" ihn einmal das Fenster zu schließen bat, wodurch jedoch der Trick überhaupt erst möglich wurde. Alles läßt sich nun einmal nicht behalten, geschweige denn aufschreiben. Wie schwer ist es, ein ganz alltägliches Vorkommnis in einwandsfreier Vollständigkeit schriftlich zu fixieren — um wie viel schwerer, ein Ereignis, das den Charakter des Unerklärlichen trägt und durch sein sprunghaftes Auftreten nebst vielen Zwischenfällen eine unausgesetzte Beobachtung beinahe unmöglich macht!

Hinzu tritt, daß die meisten Menschen in der Stimmung erwartungsvoller Wunderahnung die spiritistischen

Sitzungen besuchen. Herr Davey hat nun experimentell bewiesen, daß von gleich fähigen Beobachtern diejenigen viel eher den modus operandi zu durchschauen im stande sind, welche wissen, daß es sich um Taschenspielerei handelt, als die übrigen. Es liegt ja auf der Hand, wie sehr die gespannte Erwartung, der Reiz des Mysteriösen und die rohen Anspielungen auf heiligste Herzensangelegenheiten (durch Citieren verstorbener Anverwandter) die Nerven erregen und den klaren Blick abstumpfen müssen. Außerdem legt das Medium einen Hauptwert darauf, die Beisitzer über die Interpretation des Gesehenen und Gehörten in Zweifel zu lassen, und diese psychische Beschaffenheit der Zuschauer enthält den Schlüssel für manche sonst unverständliche Geschehnisse. Da wird jedes Knistern zum Klopflaut, jeder Lichtreflex zur Geistergestalt, jede zufällige Berührung zur Manifestation aus den höheren Sphären. Der Zuschauer übersieht einerseits die natürliche, physikalische Erklärung und er schafft andererseits Wunder aus dem Nichts; er steckt mit seiner Erregung andere an und wird von ihnen rückwirkend beeinflußt. Dieselbe Form, in der ein Beobachter kalten Blutes die geschickt verhüllte Figur des Mediums erkennt, wird von den Anwesenden als das getreue Abbild verschiedener, sich im Leben völlig unähnlicher Personen bezeichnet: ein amerikanischer Naturforscher erzählt, er habe sich an den Kopf gefaßt, als er die gleiche Puppe hintereinander „Großmutter", „mein süßes Bettychen", „Papa", „Kleiner Bob" angeredet hörte.*) Jedermann

*) Vgl. Jastrow, The psychology of Spiritualism. Popular Science Monthly, April 1889.

sieht, was er zu sehen erwartet und was seine Interessen am nächsten berührt. Schaffe einen Glauben, und die Thatsachen werden von selbst entstehen.

Wenn ein Gegenstand plötzlich verschwindet oder seinen Platz ändert, so erblickt der Spiritist darin Zeichen einer übersinnlichen Einwirkung, dem Papua ähnlich, der hinter jeder Kanonenkugel einen Geist wittert, weil er das Pulver nicht kennt; ihm fehlen eben auch bestimmte Kenntnisse, ohne die eine richtige Beurteilung nicht möglich ist. Der gesunde Menschenverstand allein befähigt niemand, kompetent über die Sicherheit von Fesselungen zu urteilen, nur ein in der Knotentechnik bewanderter und mit den zahlreichen Bindemanieren genau vertrauter Mann darf eine gewisse Berechtigung ansprechen. Um zu entscheiden, ob ein Verschluß sicher ist oder nicht, dazu gehören technische Kenntnisse. Die meisten bilden sich zwar ein, man könne unvorbereitet in eine spiritistische Sitzung kommen und trotzdem ein richtiges Urteil über das Vorhandensein oder Fehlen der Prestidigitation fällen, aber dieser Standpunkt ist ebenso kindlich, als wenn ein Laie sich über die Echtheit eines mittelalterlichen Siegels oder das Wesen einer Nervenaffektion ausläßt. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Der Taschenspieler verwendet öfters den Kunstgriff, einen Vorgang dadurch merkwürdig zu machen, daß er ihn auf einen heterogenen Träger bezieht. So besteht der Trick, „jede beliebige Uhr repetieren zu lassen" darin, daß ein kleines in der Westentasche verborgenes Instrument die Schläge angiebt und die Manipulationen

an der Uhr nur zum Schein angestellt werden. Wer das nicht weiß, wird kaum auf den Gedanken kommen, die von „unsichtbaren" Händen gespielte Harmonika der Herren Monck und Home ebenso zu erklären. Eine stehende Programmnummer des Dr. Monck war, eine Spieluhr auf den Tisch zu stellen, mit einer Cigarrenkiste zu überdecken und nun auf Wunsch spielen und anhalten zu lassen. Allgemeine Erklärung: „Spirits". In Wirklichkeit gingen die Töne von einem kleinen Spielwerk aus, das durch die weiten Hosen geschützt oberhalb des Knies befestigt war und durch einen Druck gegen die Tischplatte in Gang gesetzt wurde. Auch hier bewahrheitet sich die alte psychologische Regel: je einfacher ein Kniff, desto schwieriger ist er zu entdecken.

Ein großer Vorteil für das betrügerische Medium liegt darin, daß es seine „Bedingungen des Gelingens" stellen und im schlimmsten Fall die Schuld des Mißlingens auf die Anwesenden oder die Geister schieben kann. Da erfahren wir, daß ein Halbdunkel sehr vorteilhaft wirkt, weil es „positiv" ist, daß man nie dorthin sehen darf, wo sich etwas in Entwickelung befindet, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. Frau Sidgwick, die Gemahlin des bekannten Cambridger Philosophieprofessors und Vorsitzenden der Society for Psychical Research stellt fünf Verdachtgründe gegen Slades Vorführungen zusammen: seine Bemühungen, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, seine Stellung, die ihm immer erlaubt, mit der rechten Hand an der Tafel zu manipulieren, der vage Charakter der Mitteilungen, die Einschränkung der Beisitzer auf zwei oder drei und deren Anordnung, welche

jede Möglichkeit, unter den Tisch zu blicken, ausschließt. Sie hätte noch hinzufügen können, daß nach den Beobachtungen der Seybertkommission Slade und andere Medien mit echter Taschenspielerschlauheit die Tricks vor der Ankündigung dessen, was nun geschehen solle, ausführen. Aber sie hätte auch sagen können, daß einige wenige Experimente, so die des Professors Crookes mit Home über die Möglichkeit, unbelebte Objekte ohne Berührung in Bewegung zu setzen, außerhalb der Sphäre aller Taschenspielerei zu liegen scheinen. Und so muß ich denn persönlich mit dem, vielen Lesern gewiß unerwarteten, Geständnis schließen: ich fühle mich außer stande einen — freilich ganz winzigen — Bruchteil der spiritistischen Erfahrungen mit Hilfe der Taschenspielerpsychologie zu erklären. Damit ist nicht gemeint, daß dieselben nicht auf betrügerische Manipulationen oder wenigstens auf Anwendung bekannter Mittel zurückgehen könnten — es ist nur offen und ehrlich ausgesprochen, daß eine solche Zurückführung bis auf den heutigen Tag vergebversucht worden ist.

Das Genie.

I.

Ob das Genie gleich als solches geboren oder erst langsam durch die Macht der Umstände herangebildet werde, ist eine Frage, die gegenwärtig auf die verschiedenste Weise beantwortet wird. In den nachgelassenen Schriften des unvergeßlichen Wilhelm Scherer findet sich ein Aufsatz, in welchem er bei Gelegenheit des Hettnerschen Ausspruches, daß Winkelmann gleich einem Götterbilde vom Himmel herabgestiegen sei, das Problem nach den biologischen und historischen Vorbedingungen des Genies erörtert; er benutzt den Einzelfall, um die grundsätzlichen Gegenauffassungen zu beleuchten. Darüber kann jedoch bei den Anhängern sowohl dieser wie jener Richtung kein Zweifel herrschen, daß eine gewisse von vornherein gegebene Anlage existieren muß, damit ein besonders hoher Grad staatsmännischer, künstlerischer, wissenschaftlicher Einsicht sich entwickele: nur über die Ursache und das Maß solcher Anlage gehen die Anschauungen heute ebenso auseinander, wie in den Tagen Descartes und Lockes die Meinungen über „angeborene" Ideen.

Eine Reihe von Männern, vornehmlich der Lombrososchen Schule angehörig, hat das Problem der Erblichkeit auf unseren Gegenstand übertragen. Da nach Lombrosos Lehre erstens seelische Eigenschaften vererbt werden können, zweitens Genies, Irrsinnige und Gewohnheitsverbrecher in dieselbe Gruppe von Menschen gehören, so würde der Nachweis abnormer Neigungen unter den Vorfahren eines Individuums genügen, um letzteres in seiner außergewöhnlichen Konstitution zu erklären. Nun, so übertrieben ein derartig vorschnelles Urteil der italienischen Fanatiker ist, so sicher enthält es auch einen richtigen Kern. Man hatte sich in Psychologie und Geschichtswissenschaft leider zu sehr daran gewöhnt, das Individuum von seinem Mutterboden loszulösen und als etwas schlechthin Gegebenes hinzunehmen, bis erst Ribot eine Thatsache, die für die körperlichen Merkmale von Medizinern längst anerkannt war, auf das geistige Gebiet übertrug, indem er die Vererbung seelischer Eigenthümlichkeiten an passenden Beispielen*) untersuchte.

Da ist z. B. George Sand. Ihr Stammbaum reicht auf den Grafen Königsmark zurück. Genie, Geist, Leidenschaft, romantische Überschwenglichkeit — große Herren und Komödiantinnen, die vornehme Welt und die Welt der Phantasie, der Freiheit — Reichtum und Elend — Tugend und Laster — das alles mischt sich

*) Die geeignetsten Personen sind solche, die früh verwaisten, weil bei ihnen die bewußte Fortpflanzung durch die Erziehung seitens der Eltern und die unbewußte durch Nachahmung seitens des Kindes ausgeschlossen ist. Über weitere Bestimmungen wird der Text Auskunft geben.

gar seltsam in der Vorgeschichte ihres Daseins. Kaum einer unter den Vorfahren männlichen und weiblichen Geschlechtes, welcher nicht die Grenzen des Gewöhnlichen überschritte. Sie selbst erklärt hieraus ihr sprunghaftes, unberechenbares Wesen. „In meinen Adern fließt das Blut von Königen zusammen mit dem Blut von Armen und Kleinen; und da, was man Bestimmung nennt, der Charakter des Individuums ist, der Charakter aber die Organisation, die Organisation endlich das Ergebnis einer Vermischung von Rassen und einer lange fortgesetzten Verkettung von Typen miteinander, so habe ich immer geschlossen, daß die natürliche Erbkraft des Körpers und der Seele eine wichtige Gemeinschaft zwischen jedem von uns und seinen Vorfahren bedinge." Gewiß: es fließen Bestandteile böser und guter Art aus der Natur der Erzeugenden in die der Nachkommen über; wir durchlaufen alle vor unserer Geburt eine Vorbereitungsschule für den Kampf ums Dasein. Und selbst die Charaktereigenschaften des Stammes verleugnen sich selten in dem solcherweise unbewußt präparierten Einzelwesen. In dem Genie aber konzentrieren sie sich geradezu. Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" vergleicht daher den großen Mann im Verhältnis zur Masse mit einer Eiche im Kleefeld und verweist auf den eigenen Zufall, daß der bisher größte niederdeutsche Mann und Staatsmann, Bismarck, eben dieses volkstümliche Doppelbild in seinem Wappen führt: drei Kleeblätter in drei Eichenblättern.

Zu den in Nationalität und Familie fixierten Voraussetzungen tritt ein drittes für die Entwickelung des

Genies wichtiges Moment. Die Umgebung nämlich ist es, die dem Rohstoff erst die Form verleiht. Zum Überdruß oft ist in den letzten Jahren die Lehre vom milieu gepredigt worden; worauf es hauptsächlich ankommt, das ist, ihre Bedeutung in das richtige Verhältnis zum Wert der Vererbungstheorie zu setzen. Es scheint, daß beide Umstände sich in Wirklichkeit ziemlich die Wage halten, während für die wissenschaftliche Forschung freilich die Einflüsse der Umgebung durchsichtiger gemacht werden können als die der überkommenen Vorvergangenheit. Man vermag sich — darin behält James gegen Galton sicherlich recht — eine Biographie zu denken, welche die in der Organisation angelegten Merkmale als gegebene Größen hinnimmt und sich auf die Darlegung der Entfaltung beschränkt. Dagegen läßt sich keine wahrhafte Lebensbeschreibung denken, welche die durch Erziehung und Schicksal hervorgerufenen Veränderungen des ursprünglichen Charakters vernachlässigte.

Was nun die Einzelheiten dieser wichtigen Angelegenheit betrifft, so sei zunächst auf einige Punkte innerhalb des Erblichkeitsproblems hingewiesen. Man muß sich hüten, die natürliche Familie mit der engeren Namensfamilie zu verwechseln. Der leider oft begangene Fehler wird dadurch so bedenklich, weil die den Namen wechselnden Frauen eine große Rolle in der Abstammung genialer Personen spielen; Goethe verdankt seiner Mutter zweifellos mehr als seinem Vater. Es darf als Regel bezeichnet werden, daß in einer Familie niemals zwei bedeutende Männer aufeinander folgen — als

Regel, sage ich, denn selbstverständlich kommen Ausnahmen vor. Aber daß eine hervorragende Frau einen Sohn hat, dessen Genie gemäß den veränderten Umständen deutlich in die Erscheinung tritt, gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Damit hängt zugleich die Frage zusammen, ob die Erstgeborenen oder die Nachgeborenen mehr von den guten Eigenschaften der Eltern in sich zu vereinigen pflegen. Das volkstümliche Recht hat sich von Urzeiten an für das erstere entschieden, das Gesetz diese Ansicht bis auf den heutigen Tag bewahrt. Im täglichen Leben giebt man auch wohl dem Erstgeborenen eine besonders sorgfältige Erziehung; das ist jedoch bloß die Folge der herrschenden Einrichtungen, und anderseits werden gerade die Jüngsten gewöhnlich verwöhnt. Der einzig kompetente Richter indessen, der Psychologe, muß schweigen, da er weder in biologischen Gesetzen noch in statistischen Erhebungen befriedigende Auskunft findet. Mozart war das siebente, Kant das vierte, Malebranche das zehnte, Boileau das fünfzehnte Kind; Leibnitz, Goethe, Corneille, Molière, Newton, Raphael, Columbus waren die ältesten oder die einzigen Söhne. Man sieht, es existieren Beispiele für und wider. Geht man nun weiter in der Ahnentafel zurück, so findet man entweder ein krauses Gemisch von Seltsamkeiten — wie in dem Falle George Sand — oder eine Summe von Nichtsen. Lange Dauer von trefflichen Eigenschaften in einer Familienreihe scheint sich eher mit Ehrsamkeit, Intelligenz, Talent als mit Genie zu vertragen.

Umgekehrt kann man fragen: Was wird aus der Nachkommenschaft eines großen Mannes? Was ge-

schieht, wenn die Seele eines Geisteshelden sich in seine Sprossen teilt, gewissermaßen in Stücke bricht? Meistenteils geht durch diese Art Zerlegung der Glanz verloren, denn vornehmlich in der Vereinigung vieler und oft disparater Eigenschaften ruhte die Größe des Erzeugers. Auch treten jetzt die Schwächen des Charakters deutlicher hervor, nachdem die blendende Umhüllung gefallen ist. Der große Condé verbarg den Mangel natürlicher Herzensgüte unter der Fülle seiner übrigen hervorragenden Eigenschaften, aber seine Nachkommen zeigten diesen Fehler in unverkennbarer Weise. Der Enkel war ein ganz brutaler Kerl und der andere „M. le Duc" gab ihm an Wildheit nichts nach; der Graf von Charolais rühmte sich sogar noch seiner Grausamkeit und Gewaltthätigkeit. Den einzigen Lichtpunkt bietet die Fürstin du Maine. Sie hat auch etwas von den guten Seiten Condés geerbt, wie überhaupt die weibliche Nachfolge in dieser Beziehung bevorzugt erscheint. Oft freilich besitzt das Genie gar keine oder bloß schwächliche, gänzlich unbedeutende Kinder.

Vor- und Nachgeschichte des Genies bilden nur den Zugang zum Verständnis der Persönlichkeit als solcher. Der innerste Wesensgrund wird durch sie nicht offenbart. Wenn Kritiker und Biographen erfolgreich untersuchen, woher ein berühmter Mann seine Gewohnheiten, Sympathien und Antipathien ererbt hat, so sind sie im Recht; wenn sie aber seine Berufung und die schöpferische Macht seiner Genialität solchergestalt abzuleiten versuchen, dann vermessen sie sich des Unmöglichen. Bei jeder Individualität tritt zu dem Erbgut etwas Neues,

Unauflösbares hinzu, vollends bei der genialen Individualität. Auch alle Einflüsse der Umgebung genügen nicht, zu erklären, weshalb der Betreffende gerade so und nicht anders auf sie reagiert hat. Im Gegenteil, man kann sagen, daß eine spezifische Thätigkeit des Genies darin besteht, sich von bestimmten Einwirkungen zu befreien. So beginnt jeder große Mann mit der Nachahmung eines Vorbildes. Tacitus schloß sich anfangs an Cicero an, Aristoteles an Plato, Leibnitz war ursprünglich begeisterter Kartesianer, Kant ein Schüler Wolffs und Humes, Richard Wagner ahmte noch im „Rienzi" die große Oper Meyerbeers nach. Aber erst mit dem Augenblick, wo er sich von seinem Muster lossagt, wird der Schüler zum Meister, die Kopie zum Original. Die Vergangenheit versinkt, und aus der Gegenwart löst sich allmählich das ab, was künftige Geschlechter vereinen sollen. Der Blick in die Zukunft ist ein Kennzeichen des Genies. La Rochefoucauld drückt das so aus: Große Seelen sind nicht diejenigen, welche weniger Leidenschaften und mehr Tugenden besitzen als gemeine Seelen, sondern die, welche größere Pläne haben. (Ed. Duplessis S. 264.)

Das Herz des Jünglings ist von grandiosen Absichten erfüllt; Dinge, an die andere kaum zu denken wagen, malt er sich mit lebhafter Phantasie in voller Wirklichkeitstreue aus. Hinzu kommt nun aber der eiserne Fleiß in der Durchführung der Pläne und die vollendete, künstlerische Besonnenheit. Dem ersten Napoleon hat man sinnreich zwei Eigenschaften zugeschrieben: Einbildungskraft des Dichters und Zahlensinn des

Geometers. In der That ist das zweite, als Bild genommen, ebenso unentbehrlich wie das erste. Eine fast mathematische Überlegung spricht sich aus in den Tonfolgen Beethovenscher Symphonien und in den Maßverhältnissen Raphaelscher Bilder, in den Gedankengängen Kants und in den Schlachtenplänen Moltkes. Alle großen Geister bedürfen der inneren Sammlung, denn an Konzentrationsfähigkeit ist alle schöpferische Macht gebunden. Das Genie mag zerstreut scheinen, eben weil es im tiefsten Grunde der Seele ganz in sich versunken ist. Aber wirklich unruhige Menschen leisten ebensowenig etwas Großes wie faule Menschen. Zum Höchsten gehört auch der höchste Fleiß, ein Fleiß, der wenige Stunden besser nutzt als die subalterne Arbeitsamkeit ganze Jahre. Wenn einerseits schöne Anlagen im Sumpf der Trägheit vermodern, so darf man andererseits nicht gutes Sitzfleisch mit wahrem Fleiß verwechseln: für diesen ist die Gabe der inneren Zusammenfassung von nöten, für jenes bloß ein bequemer Bureaustuhl. Man überschaue Goethes Leben: was alles hat dieser einzige Mann gearbeitet! Oder man lese Friedrichs des Zweiten Schriften, um zu erstaunen vor der Fülle solcher Thätigkeit.

Fleiß, Sammlung, Besonnenheit muß sich der Werdende erwerben, Natürlichkeit muß er sich erhalten. „Diejenigen Menschen, welche natürlich bleiben, nennt man Genies," hat die Rahel gemeint. Natürlichkeit deckt sich aber mit Aufrichtigkeit, und Aufrichtigkeit kann der wahre Künstler, Gelehrte, Staatsmann nimmer entbehren.

So stehen auf der einen Seite Eigenschaften, deren

Entwickelung wir unschwer verfolgen und durchleuchten können. Auf der anderen Seite indessen bleiben Merkmale, deren Entstehung und Bedeutung keineswegs so klar zu Tage liegt. Die Erfassung einer gewaltigen und im besten Wortsinne zeitgemäßen Idee wird häufig durch den Ausdruck Inspiration umschrieben, ohne daß wir dadurch selbstverständlich einen tieferen Einblick in den geheimnisvollen psychischen Vorgang gewännen. Hier handelt es sich um jene unterirdische Seelenarbeit, in die kein Senkblei zu dringen vermag. Ausschließlich die unterstützenden Momente erweisen sich der Zergliederung zugänglich: die Anspannung im Erfassen des Neuen und die Ausdauer im Festhalten, die zur Vollendung eines genialen Lebenswerkes unentbehrlich sind. Wie jedoch das erste Aufflammen zu stande kommt, bleibt rätselhaft. Begeisterung ist dabei im Spiel, eine echoweckende Intensität höchster Gefühle; desgleichen eine intuitive, prophetische Phantasie selbst dort, wo man sie kaum vermuten sollte. Für eine exakte Naturwissenschaft, die Chemie, hat jüngst Viktor Meyer die Bedeutung dieser eigenartigen „Forschungsweise" nachgewiesen. „Da das Äthylenoxyd existierte, war kein logischer Grund vorhanden, das Bestehen eines Phenylenoxyds für unmöglich zu erklären; wer dies dennoch zu thun wagte und der Erfahrung gegenüber im Rechte blieb, mußte von einem Gefühl geleitet sein, welches der gegenwärtige Zustand der Chemie noch nicht durch eine Denkoperation zu ersetzen erlaubte." Und eines Mendelejeffs geniale Intuition lehrte die Existenz und die Eigenschaften noch unbekannter chemischer Grundstoffe mit einer Sicherheit voraussagen, welche

an Le Verriers Prognose des noch ungesehenen Planeten Neptun erinnert.

Soweit psychologische Bestimmungen auf den Herzpunkt des Genies zielen, bleiben sie an der Oberfläche haften, weil unsere Wissenschaft bisher die Mittel nicht genugsam handhabt, die allein ein Hinausgehen über die oberste Schicht des Bewußtseins ermöglichen. Die wahren Schätze liegen aber außerhalb des Bewußtseinskreises. Nicht ohne Recht verwendet man daher die Vergleichung mit den Tieren, deren Bewußtsein geringer entwickelt, und mit den Geisteskranken, deren Bewußtsein gestört ist. Friedrich Hebbel schreibt einmal (1. Mai 1863) an Sigmund Engländer: „Sie wollen an den Dichter glauben wie an die Gottheit — warum so hoch hinauf, in die Nebelregion hinein, wo alles aufhört, sogar die Analogie? Sollten Sie nicht weiter gelangen, wenn Sie zum Tier hinuntersteigen und dem künstlerischen Vermögen die Mittelstufe zwischen dem Instinkt des Tieres und dem Bewußtsein des Menschen anweisen? Das Tier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt und streng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geschöpf selbst, auf der andern aber die Welt besteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künstler, natürlich nur als Künstler, und wahrscheinlich aus demselben Grunde, denn die kosmischen Gesetze dürften nicht klarer in seinen Gesichtskreis fallen wie die organischen in den des Tiers, und dennoch kann er keines seiner Bilder abrunden und schließen, ohne auf sie zurückzugehen . . . Sie werden aber auch überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß

die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist die höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann ... Denn Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind." Und bei einer anderen Gelegenheit (Tagebücher II, 565), als er von einem bei Pfister gelesenen Kriminalfall berichtet, sagt Hebbel von einer Kindesmörderin: „Sie giebt sich an, weil sie Geister sieht und Stimmen hört, hat aber Ruhe vor der unsichtbaren Welt, sobald sie zu essen anfängt; ein merkwürdiger Zug, der an die Erfahrungen des Dichters erinnert, denn dieser braucht nur ein Stückchen Brot zu sich zu nehmen, so ist er auf der Stelle der Traumsphäre der Produktion entrückt und wieder in die gemeine Wirklichkeit versetzt."

Die Entwickelungsgeschichte des Genies zeigt endlich Verwandtschaft mit derjenigen eines seelisch überreizten Menschen. Das Thema ist so oft debattiert worden, daß ein paar Beweise genügen werden. Der unvergleichliche Percy Bysshe Shelley hat, nach Dowdens Biographie, Zeit seines Lebens zwischen Geistesgesundheit und Geisteskrankheit geschwankt; hereditär belastet, besaß er alle Anlagen des Neurasthenikers, einen auffallend kleinen Schädel, starke geschlechtliche Erregbarkeit

und wurde von Hallucinationen schlimmster Art gequält. Auch Spinoza und Pascal litten an Hallucinationen; Tasso führte in Mansos Gegenwart ein langes Zwiegespräch mit seinem Schutzgeist, Goethe hatte die bekannte hechtgraue Selbstvision, Walter Scott glaubte seinen verstorbenen Freund Byron in den Falten eines Vorhanges zu erblicken; auch an Jean Pauls zum Fenster herabsehenden kindlichen Mädchenkopf und an Benvenuto Cellinis Sonnenvision sei erinnert.

Kurzum: Erblichkeit und Umgebung, Fleiß und konzentrierte Besonnenheit sind wohl Abteilungen im Vorhofe des inneren Menschen; sein Heiligtum aber bleibt dem Forscher verschlossen, wenngleich er es durch tastende Vergleichung dem Umkreis nach abzustecken vermag. Die innerlichste Entwickelung des Genies erschließt sich nur dem kongenialen Blick des Künstlers.

II.

„Wer ist genial?" so fragte neulich ein Freund den andern.

„Ein Mann, der . . ."

Da wurde er unterbrochen. Können denn bloß Männer Genies sein? Giebt es nicht auch geniale Frauen?

Nun, im gewöhnlichen Wortverstande zweifellos. Wir bezeichnen im Alltagsgespräch sehr leicht jemand, der etwas Außerordentliches gethan hat oder sich durch originelle Gedanken bemerklich macht, als einen genialen Menschen, und solchen Anforderungen genügt natürlich

auch eine Anzahl weiblicher Wesen. Aber wenn wir den Begriff schärfer und enger fassen, wenn wir an Personen, wie Goethe oder Bismarck, Kant oder Beethoven denken, dann können doch leise Bedenken daneben auftauchen, ob in diesem höchsten Sinne es Genies unter den Frauen giebt. Eine Entscheidung läßt sich aber bloß aus einer Zergliederung des Begriffes herbeiführen: nur insofern wir wissen, welche Eigenschaften dem Genius zukommen, können wir nachweisen, daß der Frau das Beiwort zu- oder abzusprechen ist. Das letztere freilich ist wiederum so sehr von der individuellen Anschauung über die Anlagen des schönen Geschlechtes abhängig, daß schließlich jeder aus den Thatsachen seinen eigenen Schluß ziehen wird. Allein die Thatsachen an sich sind schon bemerkenswert genug.

Nicht mit Unrecht wird Aufrichtigkeit als eine Grundbedingung des großen Mannes bezeichnet. Bismarck sagt irgendwo in seinen Briefen: er verdanke seine Erfolge dem Umstande, daß er, während die anderen sich über das Wetter des folgenden Tages hin- und herstritten, frischweg so sich entschieden und danach gehandelt habe, wie es ihm ums Herz gewesen sei. Und mit welchem Bewußtsein dieser unvergleichliche Politiker die größte Offenheit in die „verbastardisierte" Diplomatie — um ein Wort des alten Fritz zu gebrauchen — eingeführt hat, ist bekannt genug. Eben auch Friedrich II. zeichnet sich durch eine schrankenlose Aufrichtigkeit in allen seinen Bekenntnissen aus. Weit entfernt von eitler Selbstbespiegelung, hat er mit grausamer Strenge über sich geurteilt und stets den Regungen seines Seelenlebens

unverhohlenen Ausdruck geliehen. Ganz ähnlich nennt Goethe das künstlerische Schaffen ein rückhaltsloses Aussprechen innerer Erlebnisse. Sind dazu nun die Frauen überhaupt fähig? Altindische Weise schütteln bedenklich die Köpfe: wie die Wurzeln der Bäume nicht aufwärts steigen, heißt es im Niti sastra, so kann keine Frau aufrichtig sein, denn es steht geschrieben, daß ein Rabe eher weiß und die Tanjungpflanze (eine Wasserlilie) eher von einem Felsen aufwachsen, als eine Frau ehrlich sein würde. Noch ungalanter verfährt der Hexenhammer: „Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit, es geschehe ihnen, was den Gottlosen geschieht." In der That hat sich bis in die neueste Zeit die Ansicht erhalten, daß Frauen niemals mit voller Rückhaltslosigkeit Rechenschaft von ihren Empfindungen ablegen, weil sie immer die Wirkung auf Mit- und Nachwelt im Auge behalten. Die Eitelkeit soll, nach Rochefoucaulds Maxime, ein unveräußerliches Kennzeichen der Töchter Evas sein.

Vielleicht — jedenfalls aber besteht ein anderes Erbteil in Liebebedürftigkeit. Keines Weibes Leben ohne hingebende Liebe. So liebt kein Sohn die Eltern, kein Mann die Frau, kein Vater die Kinder, wie das Mädchen und die Frau zu lieben vermögen. Der Mann, im öffentlichen Leben stehend, ist von Ideen erfüllt, das Weib, durch Erziehung und Umgang meist in engere Kreise gewiesen, konzentriert ihre ganze Begeisterungsfähigkeit auf Personen. Das Genie jedoch umfaßt beides: es lebt seiner großen, überpersönlichen, reinmenschlichen Aufgabe, indem es sich in ein persönliches Vorbild versenkt. Man könnte einwenden, daß geniale

Männer oft menschenscheu werden — ich denke beispielsweise an Beethoven — indessen treten solche Stimmungen bloß als Umschlag einer überschwenglichen Liebe auf oder dienen dazu, diese Liebe zu verdecken. In seiner echtweiblichen Liebe bleibt das Genie zeitlebens ein Kind. Hebbel schreibt bald nach dem Tode seines Söhnchens in das Tagebuch: „Heute war ich in der Bibliothek des Conservatoirs und las Mozarts Biographie. Ach, mein Max, wie schmerzlich sollte ich an Dich erinnert werden! Da wird von Mozart als Beweis seines tiefen Liebebedürfnisses erzählt, er habe als Kind jeden Menschen wohl zehnmal des Tages gefragt, ob er ihn auch lieb habe. Das that mein Kind auch, immer noch höre ich sein: magst mich auch heiden? Das L konnte er noch nicht aussprechen, dafür gebrauchte er das H. O, wie tief hat es mich gerührt! Ich sah ihn, ich hörte ihn!"

Kindlichkeit ist ein Merkmal, das genialen Naturen gemeinsam mit den Frauen innewohnt. Kinder besitzen jene Ursprünglichkeit der Naturanschauung, welche Maler und Dichter nicht entbehren können; sie übertragen ferner bekannte Begriffe auf neue Erscheinungen und schaffen sich dadurch einen poetischen Bilderschatz. Ein Knabe von nicht ganz zwei Jahren, der im Sommer mit seiner Mutter aus Afrika nach Deutschland gekommen war, sah im Winter 1867/68 zum erstenmal schneien. „Mama!" rief er, „die Schmetterlinge haschen sich in der Luft." Ist das nicht ein durchaus künstlerisches Bild?

Von vielen bedeutenden Personen wissen wir, daß

sie sich den gewöhnlichen Beschäftigungen und Anforderungen des Lebens gegenüber wie Kinder zu verhalten pflegen. Mozart konnte allein nicht essen, sondern ließ sich alle Speisen in kleine Stücke zerschneiden, um dann gelegentlich das eine oder andere Stück in den Mund zu schieben. Hier trennen sich die Eigenschaften bedeutender Männer von denen der Frauen. Die Frau ist durchschnittlich und in ihren vornehmsten Exemplaren ohne Unterschied sehr geschickt in der Verrichtung derjenigen Arbeiten, die der Tag ausnahmslos von uns verlangt, ja sie hat eine unverkennbare Vorliebe für das Gegenwärtige. Frauen vermögen fast nie, augenblickliche Niederlagen ruhig hinzunehmen um eines entfernten Zieles willen, sondern sie beschränken sich auf das Naheliegende. Vielleicht bildet Katharina II. eine Ausnahme, sie, die schon vor hundert Jahren die beiden Ziele Rußlands deutlich erkannte und auf Einverleibung Polens sowie der Türkei lossteuerte; jedoch läßt sich bekanntlich bei Fürstlichkeiten sehr selten ermitteln, wieviel der eigenen Initiative entsprungen ist. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, die ganze Diplomatie bestehe darin, die Zukunft als Gegenwart zu behandeln. Nun, diese Gabe ist sicherlich den Männern mehr eigen als den Frauen, was übrigens teilweise an der verkehrten Erziehung unserer Mädchen liegt. Aber auch eine zweite Eigenschaft scheint dem starken Geschlecht vorbehalten zu sein, nämlich die absolute Konzentration auf irgend einen Gegenstand des Nachdenkens. Man hat noch nie von Frauen gelesen, die gleich Sokrates stundenlang unbeweglich gestanden hätten, um einen Gedankengang zu Ende zu führen,

oder gleich Newton gehandelt hätten, der bei der Ausarbeitung der Philosophiae naturalis principia mathematica sich Tage hindurch nicht vom Schreibtisch rührte.

Weil große Gelehrte und Künstler so oft sich völlig in andere Welten einleben, bieten sie häufig das Bild der Zerstreutheit, ja Lächerlichkeit — ein Bild, das man nie an einer geistesgesunden Frau sehen wird. Der Anekdotenvorrat ist in dieser Beziehung schier unerschöpflich. Von einem der ersten unter den jetzigen Musikern erzählt einer seiner Freunde und Kunstgenossen die folgende niedliche Geschichte. X. war zu einer Versammlung mit Paletot und Chapeau-Claque erschienen, hatte den Hut zusammengeklappt und in die Tasche des Mantels gesteckt. Beim Abschied vermißte er den Hut, nahm einen fremden vom Ständer ab und entdeckte in ihm ein anderes Monogramm. Anstatt dadurch auf seinen Fehler aufmerksam zu werden, folgerte er, daß er auch den dazugehörigen Paletot anziehen müßte, that seinen eigenen wieder ab und schlüpfte — er, ein kleines schmächtiges Männchen — in den Havelock eines stattlichen Kollegen. Dann ging er, vergnügt schmunzelnd, von dannen. — Über einen wirklich genialen Gelehrten kursieren in dieser Beziehung die unheimlichsten Gerüchte. Er soll seine eigenen Kinder nicht kennen, er soll beim Friseur nach vollzogener Verkürzung der weißen Locken ernsthaft gesagt haben: „Das ist zu kurz, bitte etwas länger" — kurz, er soll in der Konzentrierung seiner Gedanken auf die Gegenstände der Geisteswelt so weit gehen, daß er die Objekte der wirklichen Welt ganz aus den Augen verliert. Ein derartiges Sichverlieren scheint den Frauen zu fehlen.

Im großen Ganzen zeigt also ein Überblick über die seelische Struktur des genialen Menschen, daß wichtige Elemente derselben Frauen und Männern gemeinsam sein können, einzelne allerdings dem Anschein nach ein Vorrecht des starken Geschlechtes bilden. Wahrlich, wir brauchen uns darüber nicht zu beklagen, denn in den seltensten Fällen wird einem Irdischen mit der Strahlenkrone der Genialität zugleich die Perle des Glückes verliehen. Und der Beruf des Weibes ist: Glücklich sein und glücklich machen.

III.

Auf mittelalterlichen Bildern pflegen die Menschen gern in Abstufungen dargestellt zu werden. Da ist einer, ersichtlich mit besonderer Vorliebe ausgemalt, der einen breiten Raum einnimmt, geschmückte Kleider trägt und schon durch die Größe aller seiner Maßverhältnisse den Ausruf entlockt: welch' ein Mann! Quale quantumque animal, wie der schalkhafte Römer es wendet. Daneben ein anderer, klein von Gestalt, flüchtig überpinselt, unbedeutend im Ausdruck, genau so als ob er dem Beschauer den Unterschied zwischen sich und seinem Nachbar deutlich vor Augen führen wollte. Diese alte Übung ist erst zu den Zeiten der französischen Revolution mit Bewußtsein aufgegeben worden. Von da ab besitzen wir Gemälde, auf denen gerade die Figuren der gesellschaftlich am niedrigsten Stehenden mit auffälliger Sorgfalt behandelt sind, damit nur ja die allgemeinen Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit, nicht verletzt würden.

Wie im Bilde, so im Leben. Die bedeutungsschwere Frage: ob Aristokratie oder Demokratie, durchzieht die gesamte Entwickelung unserer geistigen und gesellschaftlichen Ordnung, und sie spitzt sich naturgemäß da zu, wo der eine oder der andere Faktor eine besonders markante Form angenommen hat. Gegenüber dem Genie sind die konsequenten Demokraten in einer sehr schwierigen Lage, ebenso wie umgekehrt die Aristokraten gegenüber den Einrichtungen des allgemeinen Wahlrechtes und der unbeschränkten Wehrpflicht. Denn, um auf den ersten Punkt einzugehen, die Anhänger des Massenprinzips wollen nicht nur die Standes- und Geburtsunterschiede aus der Welt schaffen, sondern auch die Leistungen aller Individuen auf ein möglichst gleiches Niveau bringen. Nun kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Veranlagung einem solchen extremen Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Das wird recht deutlich, sobald man sich einen Überblick über die Verschiedenheiten der Menschennatur verschafft und damit nachweist, welche Gruppen in einem gegebenen Zeitpunkt zum Gesellschaftsorganismus vereinigt sind. Die übliche Einteilung nach Klassen oder Kasten bleibt freilich ganz auf der Oberfläche haften und nicht viel besser steht es mit den nach sogenannten angeborenen Talenten geordneten Rubriken. Aber neuerdings hat die Wissenschaft der vergleichenden Psychologie erwähnenswerte Versuche gemacht, so seitens Lombrosos und Benedikts. Sehen wir uns daher einmal Benedikts Schema an.

Zuunterst in der Reihe steht der homo criminalis,

der Gewohnheitsverbrecher, der gemäß seiner ererbten Anlage Lust am Verbrechen findet. Für ihn reicht das heutige Strafverfahren deswegen nicht aus, weil es ihn für kleinere Vergehen mit kurzer Haft bestraft, dann wieder entläßt und erst nach erneuter Frevelthat wieder einsperrt, anstatt ihn ein für alle mal unschädlich zu machen. Übrigens sollte bei ihm nie von „Schuld“, sondern stets nur von „erwiesener Gemeingefährlichkeit“, nie von „Strafe“, sondern nur von „Verfahren“ die Rede sein, um den hier unangebrachten Moralbegriff aus der Handhabung des Gesetzes zu entfernen. Was die Erkennungsmerkmale des homo criminalis betrifft, so seien bloß zwei sehr bezeichnende erwähnt, nämlich Stumpfheit gegen Schmerzempfindungen und verminderte Verwundbarkeit. Aus ihnen leitet sich die Grausamkeit der Gewaltthätigkeitsverbrecher ab: solche Menschen weiden sich an den Qualen ihrer Opfer, indem sie ihr eigenes Defizit an Empfindlichkeit als heroische Überlegenheit deuten.

Eine Stufe höher steht der homo vitiosus. Seine Handlungen bewegen sich nicht ausschließlich in der Sphäre des gemeinen Verbrechens, sind nicht lediglich durch den Blutdurst bestimmt. Indessen auch er ist moralisch durch und durch verdorben. Seine ganze Art des Seins unterscheidet ihn von dem normal organisierten Menschen und macht es ihm unmöglich, Verlockungen zu widerstehen oder eine nützliche Thätigkeit durchzuführen. Diese Gruppe stellt das größte Kontingent der Sittlichkeitsverbrecher und zwar deshalb, weil solche Leute die zu den legitimen Freuden der Liebe nötige Aktion, die Eroberung eines

Herzens und die Erhaltung der Zuneigung, nicht aufzubringen vermögen. — Eine Spielart des lasterhaften Menschen bildet der intellektuell besser entwickelte homo canaille. Er sündigt nicht weniger, aber er versteht es, der Justiz zu entgehen. Das Gesetz ist für ihn keine Falle, sondern eine Handhabe.

Nun folgt der homo typicus, der Durchschnittsmensch, der Dutzendphilister. Man darf eigentlich nicht sagen, daß er frei sei von den Merkmalen der bisher geschilderten Klassen. Hand aufs Herz — wer von uns hat nicht schon im Geiste einen Diebstahl begangen oder an einen Mord gedacht? Nur haben wir es immer verstanden, solche Regungen niederzukämpfen dadurch, daß wir Gegenvorstellungen wachriefen und durch ihre Wucht den aufsprießenden Keim erdrückten. Anderseits treten solche hemmenden Bilder auch auf, wenn es sich um kühne Thaten seltener Art handelt, und so erhebt sich der typische Mensch nie zum wahrhaft Großen, Genialen; er meidet die Grenze, bei der seinem Edelsinn die Märtyrerkrone droht, ebenso wie er jene untere Grenze der Ethik nicht überschreitet, an welcher das Gesetz strenge Wache hält.

An der Spitze der ganzen Reihe steht der homo nobilis, der große Mann. Ihn zu charakterisieren, hält ungemein schwer, denn nicht nur bietet die psychologische Zergliederung der bleibenden seelischen Organisation eine Fülle von unauflösbaren Problemen, sondern auch der Maßstab in der Beurteilung der Bedeutung seiner Persönlichkeit wechselt mit den Zeiten und den Völkern. Das Genie besitzt wie jeder andere Mensch eine doppelte

Umgebung, einmal den engeren Kreis der Familie, alsdann den weiteren Kreis der nationalen Zeitgenossen. Was nun die Familientradition als genial bezeichnet, braucht noch keineswegs dem Volke als großartig zu erscheinen, und was der Gegenwart ein Wunder dünkt, kann schon für das nächste Geschlecht bis zur Unkenntlichkeit verblassen. Wir Modernen können uns schlechterdings keine Vorstellung davon machen, durch welche Eigenschaften Herakles zum Heros der Griechen befähigt wurde; eine späte Zukunft wird vielleicht nicht begreifen können, weshalb Napoleon I., der Millionen Menschen in den Tod gehetzt hat, den Beinamen des „Großen". erhielt.

Indessen, trotz aller Veränderlichkeit in Zeit und Raum, muß doch wohl ein bleibender Stempel der Genialität existieren. Dieser Stempel ist selbstverständlich nicht allem aufgedrückt, was ein großer Mann thut. Nach einem bekannten Wort schwindet vor dem Kammerdiener jegliche menschliche Größe, und nach einem Ausspruche Pascals hat auch der Genialste, wiewohl sein Haupt hoch über alle anderen emporragen mag, die Füße ebenso tief wie die Kleinsten unter uns, wie die Kinder, wie die Tiere. Immerhin, obgleich das Genie sich nicht zu jeder Zeit und in jeder Handlung äußert, — etwas Besonderes muß es in sich bergen. Unzweifelhaft, und danach war auch die schematische Einteilung eingerichtet, enthält das Seelenleben des Genies Momente, die nichtnormal genannt werden müssen, übernormal bezw. unternormal genannt werden können. Solche Momente entstehen nicht von selbst,

sondern verdanken ihren Ursprung jener vorpersönlichen Vergangenheit, die jedes Individuum noch vor der Geburt in der Geschichte seiner Ahnen durchlebt. Was im Genie sich entfaltet, ist das Resultat einer langsamen Anhäufung von Fähigkeiten, deren Taufzeugnis manchmal Jahrhunderte zurückdatiert. Gewöhnlich ist dann die durch Zuchtwahl im Genie erreichte Vervollkommnung damit zugleich auf den Gipfel gelangt: die Privilegierten werden zu den Mördern ihrer eigenen Rasse, deren Lebensfähigkeit sie in einer einzigen Existenz überreizen und erschöpfen.

Wenn der große Mann von der Entwickelung seiner Familie abhängt, so noch mehr von der Vergangenheit seines Volkes. „Der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff und dann flammen sie auf," sagt Carlyle von seinem Helden-Propheten Mohamed. In den entscheidendsten Geschichtsepochen, wo der gährende Zeitgeist nach dem Stichwort einer neuen Einheit sucht, geschieht es leicht, daß alle bewegenden Interessen und Forschungen um die Person eines geliebten Lehrers ankrystallisieren, dessen melancholisches Geschick gerade durch seine Tragik vielleicht einen um so tieferen Eindruck auf das Gemüt gemacht hat. So sammelte Ananda Sakyamunis Sutras, so ordnete Platon nach Sokrates Tode dessen Lehren in ein System.*) Oft freilich geht es dem in die Welt hinausgesandten Worte wie dem Samen, den der Wind von

*) Vgl. Bastian, Der Mensch in der Natur. Bd. II., S. 69.

einer Zone zur andern trägt: er fliegt hin über das Meer und keimt fern von dem Baume, der ihn erzeugt hat. Aber dieser Baum wurzelt in einem Erdreich, das die verflossenen Jahrzehnte fruchtbar gemacht haben. Ebenso wurzelt das Genie in seiner Umgebung.

Beim Auftreten des Genies herrschen meist zwei entgegengesetzte Strömungen, die beide die Zukunft für sich in Beschlag nehmen wollen. Der Auserwählte setzt sich an die Spitze einer der zeitgenössischen Parteien, discipliniert sie und führt sie zum Siege, indem er sie allmählich ihrer Einseitigkeit entkleidet und mit eigenen Schöpfungen bereichert. Wenn beispielsweise eine neue Kulturlage ein verändertes Kunstideal emporzuführen im Begriffe steht, so giebt es ein Dutzend Talente, die der öffentlichen Stimmung zur Hälfte Ausdruck verleihen, in dem Umkreis des einen, der es ganz und gar vermag. Calderons und Lopes de Vega Zeitgenossen sind Männer wie Guilhelm de Castro, Pérès de Montalvan, Tirso de Molina, Ruys de Alarcon, Augustin Moreto; Rubens ist umgeben von Crayer, van Dyk, van Oost, Rombourt, van Thulden, Houtwoort; Shakespeare von Marlowe, Massinger, Webster, Baumont, Fletcher, Ben Johnson. Auch unter unseren jüngsten „Realisten" Gerhard Hauptmann, Arno Holz, Johannes Schlaf, Hermann Bahr dürfte sich vielleicht einer befinden, der dem gesunden Kern der ins Lächerliche übertriebenen Bewegung zum Recht verhilft und aus der Apotheose des Abklatsches zur modernen Wahrheitsdichtung vordringt. Mit einem Wort: sobald der Zeitgeist an der Hervorbringung einer überlegenen Natur arbeitet, schafft er auch die dieser

zum Leben nötige Atmosphäre, er bereitet z. B. die ganze Renaissance vor in demselben Augenblick, wo er an einem bestimmten Punkt einen Raphael vorbereitet. Nur dem historisch ungeschulten Beobachter erscheint das Genie als ein vom Himmel gefallenes Wunder, gleichwie dem minder Naturkundigen eine exotische Blume von seltenem Duft oder ein phosphoreszierendes Tiefseegeschöpf gar überraschend vorkommen.

Während der großen Krisen in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst sind ungezählte thätig, aber nur einer gewinnt das große Los. Jedoch nicht genau in dem Sinn wie bei einer Lotterie, wo ja die Mehrzahl denselben Losanteil besitzt, sondern weil jener eine eine höhere Summe von Eigenschaften in sich vereinigt, als jeder einzelne von den übrigen. Das blinde Ungefähr waltet hier in beschränkterem Maße als dort. Der Zufall giebt selbst bei den sogenannten Entdeckungen bloß den Anstoß, denn daß ein Apfel vom Baume fällt oder eine Kirchenampel hin- und herschwankt, dies und ähnliches gewinnt erst dann den Charakter eines glücklichen Zufalls, wann ein besonders bestimmter Geist darauf reagiert. Nicht durch den Zufall, sondern ganz im Gegenteil durch eine organische Notwendigkeit sind Newtons und Galileis Entdeckungen verursacht worden. Die That der Entdeckung Amerikas hat weder ihren Grund in einer Laune noch in einer fixen Idee Colons; zur Laune gehört etwas Sprunghaftes, Wechselndes, zur fixen Idee eine peinigende Hartnäckigkeit, die niemals Befriedigung findet und zu den unsinnigsten Handlungen führt.

Eine fernere Beziehung des Genies zu seinen Zeit-

genossen besteht darin, daß es die Entfaltung anderer hervorragender Kräfte zu hindern pflegt. Ein Bismarck duldete keinen Nebenbuhler neben sich. Ein Bismarck aber schafft eine Schule, d. h. ein Schema, innerhalb dessen die Talente sich mit einem gewissen Erfolge bewegen können. Erst nachdem diese Tradition ihren Glanz eingebüßt hat, wird Platz für originelle Köpfe — und ist denn Bismarck nicht eben zu jener Zeit in die Höhe gekommen, wo die Gaunerkünste der alten Diplomatie gründlich abgewirtschaftet hatten? In solchen Augenblicken gilt es schaffen, gründen, organisieren. In solchen Augenblicken finden die Gläubigen ihren Apostel, die Rhapsoden ihren Homer, die Genieleute ihren Goethe, die Revolutionsgenerale ihren Bonaparte. Und je mehr sich die Kulturbedingungen verändern, desto schneller folgen sich die großen Männer. Während bei der langsamen Entwickelung des Mittelalters die eine Gruppe der hervorragenden Mathematiker vom Ende des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in fast allen Ländern Europas dominiert, wechselt in unserer Zeit die Vorherrschaft eines Bezirkes mit der eines andern erstaunlich rasch. Denselben Gang müssen natürlich die Einrichtungen selber innehalten. Militärische Systeme sollen, nach einer von Jung berichteten Behauptung des ersten Napoleon, alle zehn Jahre verbessert werden, damit sie sich den inzwischen veränderten Hilfsquellen und Gefahren möglichst anpassen; daß es unter Umständen noch weit öfter geschehen muß, erfahren wir — dem Himmel sei's geklagt! — jetzt zur Genüge.

Doch um zurückzugreifen: der Satz von der Origina-

lität des Genies darf nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob es sich dabei ausnahmslos um ein Zerstören des Alten und ein vom Grunde beginnendes Aufbauen des Neuen handele. Die Thätigkeit kann vielmehr darin bestehen, daß neuer Wein in die alten Schläuche gegossen wird. Ein oft gebrauchter, unbeachteter Gegenstand erhält in den rechten Händen einen ungeahnten Wert. Friedrich der Große hat nicht die Elemente der preußischen Armee geschaffen, sondern von seinem Vater, dem Soldatenkönig, in vortrefflicher Beschaffenheit übernommen, aber er hat mehr gethan, er hat das Heer zu einer siegreichen Macht umgewandelt. Es sind nicht die Racine, die Molière, die Lafontaine, welche die Arbeit der Vaugelas und Boileau, nicht die Schiller und Goethe, welche die Arbeit der Opitz und Gottsched geleistet haben. Ein Ramler schliff das Schwert, das ein Lessing führte. Überall können wir den Vorgang verfolgen, daß die älteren Zeitgenossen dem Genius seine Waffen schmieden. Auch aus einem andern Grunde kann er der Unterstützung seiner Mitmenschen nicht entbehren. Große Pläne, zumal in Volkswirtschaft und Politik, lassen sich nicht durch die Thatkraft eines einzelnen, sei es selbst des Bedeutendsten, verwirklichen. Daher besteht gerade ein Kennzeichen des Genies in seiner Gabe, andere an sich anzuziehen und an den ihnen gebührenden Platz zu stellen. Jedermann kennt die Dienste, welche dem ersten Napoleon geleistet wurden durch Desaix bei Marengo, Massena bei Rivoli, Ney an der Moskwa, durch Murats Eingreifen bei Eylau, durch Macdonalds Central-Angriff und Drouts Artillerie-Manöver bei Wagram — jedermann kennt

sie, ohne darin eine Abschwächung des Bonapartischen Ruhmes zu erblicken. Desgleichen weiß alle Welt, wie sehr Lothar Bucher und Moritz Busch dem Fürsten Bismarck behilflich gewesen sind, und kein Verständiger wird daran Anstoß nehmen. Höchstens werden ein paar überweise Exemplare aus dem altklugen Nachwuchs unserer Tage das Wort Ben Akibas in den Bart murmeln. Aber wie spricht doch Schopenhauer von der Wahrheit? Ihr sei nur ein kurzes Siegesfest beschieden „zwischen den langen Zeiträumen, wo sie als paradox verbannt und als trivial gering geschätzt wird".

Eine letzte Beziehung zwischen dem großen Mann und seiner Mitwelt bedarf endlich einer näheren Betrachtung. Der homo nobilis, so sahen wir, erfüllt ein Bedürfnis seiner Zeit, das der homo typicus zwar dumpf empfindet, aber nicht befriedigen kann. Dies Bedürfnis ist nicht etwas Negatives, sondern von einer gewissen positiven Kraft, denn es schafft ja die Sphäre des Genies und das Genie selber; erst als die Menschheit Sehnsucht nach der plastischen Schönheit fühlte, ward sie fähig, ein Bildwerk zu produzieren. Die Thatsache, daß eine so oder so beschaffene Civilisation Raum für einen großen Mann hatte, enthält zugleich ein Lob dieser Civilisation und zwar deshalb, weil sie eine Spielweite der Individualität voraussetzt, die ohne einen hohen Grad der Kultur nicht gedacht werden kann. So wachsen Einzelwesen und Gesellschaftskörper in direktem Verhältnis zu einander. Im sozialen Leben ist es die freie Arbeitsteilung, welche die Entwickelung des nationalen Reichtums und der öffentlichen Macht ermöglicht, welche jedem die Initiative

erleichtert und die verschiedensten Anlagen befördert. Ebenso unbestreitbar ist es, daß eine isolierte Kraft fruchtlos bleibt und ein Organ um so mehr Aussichten, stärker zu werden, besitzt, je vielseitiger seine Beziehungen zu anderen Organen und zum ganzen Körper sind.*)

Aber gerade aus solchen Überlegungen lernen wir auch verstehen, mit welchen Schwierigkeiten das Genie auf seiner Laufbahn zu kämpfen hat. Abgesehen von thätlichen Angriffen aus der Reihe der Verbrecher und von niederträchtigen Feindseligkeiten aus der Gruppe der Canaillen, leistet gerade der Durchschnittsmensch dem Genie den hartnäckigsten Widerstand. Der Philister gleicht einer nachgehenden Uhr: er ist immer in der Zeit zurück. Der Philister steckt voll von den Vorurteilen seiner Epoche: er hängt sich wie ein Schwergewicht an den aufsteigenden Kulturträger, er beharrt bei dem, was sein Vater und sein Großvater gethan haben, und weshalb? eben weil es sein Vater und sein Großvater gethan haben. Der Philister denkt fast niemals selbständig: er trägt keinen Kopf, sondern ein Frisiermodell zwischen den Schultern. Und trotzdem bilden die Philister eine gewaltige Macht, denn sie sind in der Überzahl und als staatserhaltende Faktoren von großer Bedeutung. Ihren engen Horizont überschreitet nun das Genie.

Emerson sagt: „Die großen Männer schützen uns durch ihre Treue gegenüber den ewigen Ideen vor unseren

---

*) Vgl. Joly, Psychologie des grands hommes. Revue philosophique XIII, 365. Paris, 1882.

Zeitgenossen.“ Sehr schön kennzeichnet Schiller in gleicher Absicht den idealen Beruf des Genies:

„Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.“

Oder wie Hebbel es ausdrückt:

„Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.“

So bedeutet der große Mann im geistig-gesellschaftlichen Leben den speziell aristokratischen Faktor. Die Gegenwart aber steuert im demokratischen Fahrwasser. In den höheren Ständen macht sich der demokratische Zug durch die Schablonisierung geltend, die den einzelnen an einen bestimmten Platz setzt und als Rechenpfennig behandelt. Alle unsere Einrichtungen nehmen immer mehr den Charakter des Beamtenwesens an und Beamtenwesen ist demokratisch, weil nicht-individuell; die Rangstufen wollen nichts besagen, da sie weniger auf dem inneren Grunde der Aristokratie, als auf dem äußeren Grunde der Anciennität beruhen. Es ist kein Zufall, daß wir jetzt so viele Juristen besitzen. Die moderne Rechtspflege gleicht einem Handwerk; Ihering rühmt von dem römischen Recht, es sei „ein äußerer Mechanismus, den jeder handhaben kann, der die Konstruktion desselben kennt.“

Noch wichtiger als diese Vorgänge innerhalb der oberen Gesellschaftsschichten erscheinen vom völkerpsychologischen Standpunkt aus die von unten her ausgelösten Prozesse, die man als soziale Reform bezeichnet. Das Gedankengewebe der sozialdemokratischen Grundsätze spinnt sich fort von einem Gleichheitskultus aller Einzel-

menschen zu einer ins Ungeheuerliche ausgedehnten Verselbständigung allgemein begrifflicher Momente. Der „Naturtrieb des Kapitals“, das „eherne Lohngesetz“, die „Macht der Arbeit“ werden über alle Leistung des Individuums weit hinausgehoben und in Hegel'scher Manier substanziert. Daneben schwindet die Bedeutung des einzelnen völlig. Noch Marx hatte die „kapitalistische Aera“ die „erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigentums“ genannt, indessen seine Gefolgschaft will nichts mehr von der persönlichen, d. h. nach Inhalt und Umfang verschiedenen Arbeitsleistung wissen. Der eine wie der andere sollen den gleichen Anteil am Gemeingut erhalten, mag jener ein Genie, dieser ein Trottel sein. Die einzige Quelle der Kultur soll sein „das gemeinsame Bewußtsein des ganzen Volkes, der allgemeine Geist“. Eduard Bellamy, der auf solche Vorstellungskomplexe seine bekannte Utopie gegründet hat, schildert, welche niedrigen Dienste jeder in dem Zukunftsstaate auf sich nehmen muß; aber, frage ich, würden es sich die Goethe, Kant, Bismarck gefallen lassen, irgend einen beliebigen stumpfsinnigen Ackerbürger als Kellner zu bedienen?

Nein, wir können die persönlichen Unterschiede niemals vertilgen. Wir können des Genies ebenso wenig entbehren wie es unserer entbehren kann. Das Genie gleicht dem Gehirn, das dem ganzen Körper die Impulse zu Handlungen erteilt und aus ihm die Kraft zur eigenen Existenz zieht. Alle Anstrengung der Zeitgenossen vermag nicht, den großen Mann entbehrlich zu

machen. Lassen wir der Individualität ihre Freiheit, soweit es ohne Schädigung des Gesamtwohles möglich ist, und erstreben wir ein Kulturideal, in dem der große Mann und seine Zeitgenossen durch gegenseitige Rücksicht aufeinander zu gemeinschaftlicher Arbeit treu verbunden sind. Die Verwirklichung eines sozialdemokratischen Radikalismus würde sich bitter rächen. Denn die Tyrannei der Mittelmäßigkeit ist mehr zu fürchten, als die Suprematie des Genies.

Die Psychologie in der neuesten französischen Litteratur.

Da die berufensten Vertreter des modernen Schrifttums sich nicht wenig auf ihre psychologische Einsicht und ihre physiologischen Kenntnisse zu gute thun, so darf vielleicht auch einmal ein Psychologe seine Stimme erheben, nachdem Schriftsteller und Ästhetiker aller Richtungen zur Genüge ihre Meinung über die Entwicklung der modernen Litteratur geäußert haben. Es kommt mir darauf an, die jüngste Litteratur auf ihre Beziehungen zur Psychologie hin zu prüfen, und zwar die jüngste Litteratur der Franzosen, weil wir Deutschen zweifellos auch in diesem Punkte bei unseren westlichen Nachbarn in die Schule gegangen sind.

I.

Balzac darf als der Schöpfer des physiopsychologischen Romanes betrachtet werden. Zola bezeichnet ihn einmal ausdrücklich als sein Ideal, „weil er eine wirkliche Welt geschaffen und alle seine Zeitgenossen durch-

schaut habe, weil er alles beobachte und auch alles darstelle, was er beobachtet habe, ohne auf das Objekt seiner Beobachtung einen besonderen Wert zu legen". Darin wäre er der Psychologe, der in jeglichem Gegenstand eine Handhabe zur Darstellung inneren Lebens findet. Indem Balzac ferner die Gemütsbewegungen auf Veränderungen im Kreislauf, die Willenshandlungen auf Spannungen eines elektrischen Fluidums („Louis Lambert") zurückführt, bekennt er sich zu einer über ihr eigentliches Machtgebiet hinausgehenden physiologischen Anschauung. Während indessen bei ihm noch ein gewisser an Geoffroy St. Hilaires Verwertung des tierischen Magnetismus anknüpfender Mystizismus herrscht, ist Zola durch die positivistischen Lehren eines exakten Physiologen wie Claude Bernard beeinflußt. Zwischen beiden in der Mitte steht Flaubert. Sohn und Bruder zweier ausgezeichneten Ärzte handhabt Gustav Flaubert die Feder wie andere das Seziermesser. Die „Madame Bovary" muß man lesen, wenn man aus dem Theater, wo „Les faux bonshommes" oder „Margot" gegeben wurde, heimkommt, oder bevor man eine Studie von H. Taine zur Hand nimmt. Hier wie dort Wissenschaft, Beobachtung, Überreife.

Diese Entwicklung findet ihren Gipfel in Zola. Von den vermeintlichen Grundgedanken seines gewaltigen Wirkens ist der von der kopienhaften Abschilderung des Thatsächlichen oft genug als ein der Kunst fremder und unausführbarer nachgewiesen worden. Indessen ist auch Zola sich bewußt, daß er ein solches Abklatschverfahren gar nicht übt. Er definiert die Kunst als „un coin

de la nature vue à travers un tempérament“ und giebt durch diesen Zusatz aufs deutlichste zu erkennen, daß zu der objektiven Realität noch etwas Subjektives hinzukommt. Und in der Praxis entpuppt sich der „Vater des Naturalismus“ ja als ein Symbolist vom reinsten Wasser.

Ein zweites Lieblingsthema des Meisters und seiner Schüler ist die Erblichkeit. Daß die Erblichkeit mit Erfolg in die Dichtkunst eingeführt werden kann, zeigt nicht bloß die großartige Geschichte der Rougon-Macquart, sondern auch manches bescheidenere Werk deutschen Idealismus. Storm spricht das Prinzip im Carsten Curator aus: „Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt, und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Teil daran.“ Die Thatsache atavistischer Sündenvererbung wird dann in „Aquis submersus“ trefflich benutzt: „Wie rätselhafte Wege gehet die Natur! Ein saeculum und drüber rinnt es heimlich wie unter einer Decke im Blute der Geschlechter fort; dann, längst vergessen, taucht es plötzlich wieder auf, den Lebenden zum Unheil.“ Aber die wissenschaftliche Psychologie kann nicht eindringlich genug vor einer ausgedehnten Fruktifizierung der Erblichkeit seelischer Eigenschaften warnen. Es ist keineswegs festgestellt, daß fertige Tugenden und Laster vom Vater oder Großvater auf den Sohn oder Enkel übergehen; was wahrscheinlich gemacht werden kann, ist ausschließlich der Umstand, daß ausgebildete Qualitäten des Vorfahren als Dispositionen im Nachkommen wieder auftauchen können. Die Entwicklung dieser An-

lagen hängt dann von äußeren Umständen, insbesondere von der Erziehung ab. Wie sich übrigens die Verfechter des Erblichkeitsprinzips um jeden Preis das Verhältnis zwischen dem genialen Menschen und seinen meist unbedeutenden Eltern und Kindern erklären wollen, das wissen die Götter.

Ein dritter Punkt von psychologischer Bedeutung ist die Charakteristik der Personen bei Zola und den Zolaisten. Sehen wir uns beispielsweise die Personen der „Bête humaine“: Roubaud, Phasie, Séverine, Cantier, Flore, Pecqueux näher an, so finden wir als das ihnen allen gemeinsame Moment, daß sie von dem Instinkt absolut beherrscht werden. Sie handeln sämtlich triebartig, ohne Überlegung, ohne Widerstand gegen die niedersten Triebe, ohne Skrupel vor dem Verbrechen und ohne Gewissensbisse danach. Genau dieselbe Psychologie in der Zolaschen Schule. Der Held der vielgelesenen „Sous-Offs“, Faverolles, sieht ruhig — fast möchte ich sagen, in einem Zustand von moral insanity — es mit an, wie ein Unschuldiger an seiner Stelle verurteilt wird; der Held in Anthony Blondels Hauptwerk gleicht geradezu jenen von Lombroso als „kranke Gewohnheitsverbrecher“ bezeichneten Defektmenschen. Eine derartige Herabsetzung des Menschen zu einem Spielball von (ererbten und erworbenen) Trieben vernichtet nicht nur jede Moral, sondern, was für die Herren von größerer Bedeutung, raubt dem Leser auf die Dauer alles Interesse an solchen von Instinkten hin- und herzogenen Marionetten. Vor allen Dingen jedoch: dies Verfahren schlägt der Wahrheit ins Gesicht, der vielgerühmten Wahrheit, welche als die

einzige Richtschnur hingestellt wird. Zunächst besitzt der moderne Kulturmensch, der von unseren zeitgenössischen Schriftstellern gemalt werden soll, ein sehr deutliches Gefühl für Gut und Böse; gleichgültig, ob das sittliche Empfinden eine Folge der Kultur, eine Frucht der Vererbung und Erziehung, eine Form der Furcht oder selbst ein Vorurteil ist — jedenfalls existiert es in der Wirklichkeit. Zuzweit verläuft unser Seelenleben nicht mit maschinenmäßigem Zwange und ausschließlich von den Motoren der Triebsphäre bewegt, sondern neben und über den Impulsen wirkt in der psychischen Struktur ein Kreis von Gefühlen und Vorstellungen. In keinem Augenblick unseres Daseins sind die Handlungen einseitig durch Instinkte bestimmt, sondern beim normalen Menschen fungieren die centralen Nervenerregungen ähnlich wie die Muskeln, d. h. jede Entschließung wird durch das Zusammenwirken gegensätzlicher Bewußtseinselemente ausgelöst, gleichwie die Körperbewegung durch ein Zusammenwirken synergetischer und antagonistischer Muskeln zu stande kommt. Vergleichen, Urteilen, Abwägen von Motiven, inneres Kämpfen — alles das, was bisher der Dichter analysierte und demonstrierte und was recht eigentlich den Menschen kennzeichnet, wollen das die Anhänger der „Wahrheit“ aus der Welt schaffen? Der wirkliche Mensch ist Engel und Teufel, wechselweise und manchmal zu gleicher Zeit. Von Dumas père berichten Anatole France und Bigot ein hübsches Wort, das hierher gehört. Der alte Dumas sagte einmal zu einem Kollegen, der mit Vorliebe aus seinen Figuren ein Werkzeug brutaler Instinkte machte: „Vraiment, vous

peignez le monde trop en noir. Tenez, nous sommes deux ici; sur nous deux, parions qu'il y a un honnête homme!"

Soviel vom Zolaismus. Neben ihm her geht in der neuesten französischen Litteratur eine Richtung, die nicht unwesentlich durch den russischen Roman bedingt ist. In dem russischen Roman der Tolstoi und Dostojewski herrscht eine kraftstrotzende Energie, gleichwie in den musikalischen Skizzen der Tschaikowski, Cui, Borodin und in den Gemälden eines Wereschagin eine nicht selten etwas rohe Ursprünglichkeit sich kundgiebt. Diese innere Kraft hat mächtig auf die Stürmer und Dränger des heutigen Frankreichs gewirkt. Des weiteren enthält der russische Roman ein moralisches Element — ich erinnere an die „Kreuzersonate" —, das bei den Gegnern Zolas Nachhall weckte. Da die sittliche Verkommenheit sich über das ganze Zarenreich verbreitet hat,*) sind die hervorragenden Dichter Rußlands fast ausnahmslos zu Aposteln einer ethischen Reform und im Zusammenhang mit den sozial-politischen Verhältnissen zu Anwälten einer sozialistisch-humanitären Bewegung geworden. Auch in dieser Beziehung ergaben sich Berührungspunkte mit Frankreich. Endlich hat der östliche Roman mit reichen Zinsen dem westlichen etwas zurückerstattet, was er von ihm entlehnt hatte: ich meine die Form des halb träumerischen Monologes für die Zergliederung innerer Zustände.

---

*) Vergl. Sexual morality in Russia, Fortnightly Review 1. September 1890.

Das letztere interessiert uns hier vornehmlich. Wenn man einen Monolog, wie den berühmten Wallensteinschen „Wär's möglich ...“ neben einen jener zuerst von Stendhal gehandhabten Monologe hält, so fällt der Unterschied sofort in die Augen. Dort ein logischer, wohl disponierter Aufbau, hier ein ständiges Hin- und Herschwanken, dort eine festverkoppelte Begriffsreihe, hier ein in Lauten stammelndes Gefühlsleben. Zweifellos nähert sich der Stendhalische Monolog mehr der Wahrheit, denn nur selten beherrscht die Logik unsere innere Thätigkeit nach Gesetzen einer zeitlichen Aufeinanderfolge. Bei den eingreifendsten Wandlungen des Seelenzusammenhanges schieben sich die Motive durch- und übereinander, so daß höchstens ungeformte, interjektionsreiche halbe Sätze den annähernd entsprechenden Ausdruck liefern werden. Hiernach haben Ed. Rod, der feinsinnige schweizer Poet, und Pierre Loti, der unübertreffliche Schilderer des Seevolkes, ihre Darstellungsform gebildet. Ganz meisterhaft verwendet Jules Case in „Ame en peine“ dasselbe technische Mittel der psychischen Vivisektion. Wie wunderbar weiß, um nur noch einen zu nennen, Ch. Epheyre durch den gleichen Kunstgriff den Faden der inneren Entwickelung des George in „Une conscience d'homme“ vor unseren Augen abzurollen! Wir erleben es mit, wie der strenge Rechtsanwalt durch den Zauber eines verführerischen Weibes, der Gattin seines liebsten Jugendfreundes, zu einer völligen Umwälzung seiner sittlichen Begriffe fortgetrieben wird und am Schluß der Liebesepisode das Bewußtsein wiedergewinnt, er sei niemals von der Bahn des Rechten

abgewichen. Ebenso wird von unserem Autor dem Leser es zu überzeugender Verständlichkeit gebracht, daß ein leichtlebiger, aber herzensguter Offizier an den Folgen eines Todschlages moralisch zu Grunde geht. („Amour de garnison.“)

II.

Noch eine Thatsache des Seelenlebens, die uns im Zusammenhange des „Zauberspiegels“ bereits entgegengetreten ist, hat neuerdings in der schönen Litteratur nachdrückliche Verwendung gefunden: die Thatsache des Doppel-Ich. Hiermit wollen wir uns ausführlicher beschäftigen, nachdem wir einen kurzen Rückblick auf die Entstehung des Problems geworfen haben.

Der Vater der Psychologie und zugleich der Begründer einer metaphysischen Anschauung von der Seele, Platon, versuchte als Erster eine erklärende Klassifikation der psychischen Vorgänge. Er dachte die unsterbliche, in das Gefängnis des Leibes eingeschlossene Seele aus einem vernünftigen und einem vernunftwidrigen, sinnlichen „Teil“ zusammengesetzt, zwischen welchen ein dritter vernunftloser, aber für Vernunft empfänglicher das „Band“ darstelle, und deren „Harmonie“ die Vollkommenheit des psychischen Lebens ausmache. Er zerteilte also gewissermaßen unser Bewußtsein in eine sinnlich-tierische und in eine geistig-menschliche Sphäre und suchte zwischen beiden eine Brücke zu schlagen, damit die Einheit der Persönlichkeit gewahrt bliebe. Denn daß wir halb Fleisch, halb Geist und trotzdem ein Ganzes sind, ist eine richtige Beobachtung, die dieser Theorie

zu Grunde liegt. Ähnlich unterschied Aristoteles eine vegetative, der Ernährung und dem Wachstum vorstehende (Pflanzen-) Seele, eine empfindende, sinnlich wahrnehmende und begehrende (Thier-) Seele und eine erkennende, denkende und wollende (spezifisch-menschliche, geistige) Seele. So ergab sich für die Auffassung des inneren Menschen eine stufenartiae Zweiteiluna in niedere und höhere Fähigkeiten, mit der von Aristoteles eine seitenartige Zweiteilung in passives Aufnehmen von Eindrücken und aktives Handeln verknüpft wurde. Diese Zurückführung der psychischen Prozesse auf Fächer ist von den späteren bis zum Ausgang des Mittelalters beibehalten worden, und nur von einzelnen (den Neuplatonikern u. a.) die Psychologie als Lehre von der sinnlichen Seele von einer Pneumatologie als einer Lehre vom Geist unterschieden worden.

Mit dem Eindringen christlicher Anschauungen in die Philosophie erhielt die Zerlegung der Seele in Sinnlichkeit und Geistigkeit einen anderen Charakter: sie verwandelte sich aus einem sachlichen Schema in das moralische Verhältnis von Über- und Unterordnung. Die obere Sphäre wurde nunmehr als das wahrhaft Menschliche gepriesen und die niedere als Regung einer tierischen Natur in uns verdammt. Geschlechtsliebe, Freude an Reichtum, Wohlleben und Schönheit, was alles den unbefangenen Griechen und Römern keine Gewissensbisse wachgerufen hatte, wurde zu den unedlen Trieben gerechnet. Dieses zweite Ich sollte um jeden Preis unterdrückt werden, obwohl die christliche Psychologie die Macht desselben deutlich genug erkannte. Sehr

bezeichnend ist die Schilderung in der Offenbarung Johannis (Kapitel XIII): „Und ich trat an den Sand des Meeres und sahe ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung. Und das Tier, das ich sahe, war gleich einem Pardel und seine Füße als Bärenfüße und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft ... und sie beteten das Tier an und sprachen: Wer ist dem Tier gleich? Und wer kann mit ihm kriegen?"

Von den Zeiten Augustins ab ist das Thema des Doppel-Ich im christlich-spiritualistischen Sinne variiert worden. Aber erst Leibniz hat eine zweite tiefgreifende Veränderung vorgenommen, indem er nämlich die moralische Beurteilung außer Augen läßt und den Begriff der unbewußten psychischen Thätigkeit neu einführt. In der Seele sind außer den durch die Aufmerksamkeit beleuchteten Vorgängen, so lehrt Leibniz, „kleine" oder „dumpfe" Vorstellungen thätig, welche für unser Thun und Lassen keine geringere Bedeutung besitzen als die im Selbstbewußtsein gegebenen Motive. Sie bilden gewissermaßen das innerste Gemach in der uneinnehmbaren Burg unserer Persönlichkeit. Ihre stille Thätigkeit läßt sich nicht im einzelnen verfolgen, sondern bloß an den Wirkungen erkennen, an jenen unwiderstehlichen Begierden, Stimmungen, Gedanken, die plötzlich wie aus dem Dunkel der Nacht hervortauchen und, trotz allem Widerstreben des bewußten Ich, unsere Handlungen beeinflussen.

Daß der Mensch sich selbst nicht kennt, ist ja eine

unzähligemal ausgesprochene Wahrheit. Wie oft müssen wir uns im stillen gestehen, daß wir die eigene Handlungsweise nicht vertreten können; wie oft erscheint uns am anderen Tage unbegreiflich, was wir gestern im Vollbewußtsein der Verantwortlichkeit gethan! Alle Berechnungen zerfallen vor einer starken Leidenschaft des Augenblickes, daher die Schwankungen in den Lebensschicksalen des Individuums. Aber noch weniger als uns selbst vermögen wir andere zu ergründen. Natürlich erkennt man sehr schnell die hervorstechendsten Eigenschaften einer Persönlichkeit: Eitelkeit, Trotz, Ehrgeiz u. dgl. m., aber jene genaue Kenntnis des Charakters, welche alle Vorzüge und Fehler herausgefunden hat, ihre jeweilige Stärke und gegenseitiges Verhältnis überschaut und besonders zu beurteilen vermag, wie der betreffende Mensch in dieser oder jener noch nicht dagewesenen Lage handeln würde, eine solche Kenntnis, sage ich, wird kaum jemals vorhanden sein.

Im letzten Grunde beruht dieser Mangel auf der Zusammengesetztheit unseres Ich. Da das Ich aus einer Summe von sehr zahlreichen Elementen besteht und seine Einheit nur der einer Armee zu vergleichen ist, nicht der eines mathematischen Punktes, so erhellt die außerordentliche Schwierigkeit, das Ergebnis eines so vielgestaltigen Zusammenwirkens von Fall zu Fall zu bestimmen. Besonders erhöht wird jedoch diese Schwierigkeit durch eine Einzelerscheinung des seelischen Lebens, die man vielleicht als den Persönlichkeitswechsel bezeichnen*) könnte.

---

*) Paulhan, Le Bon, Ribot u. A. sprechen von Variations de la personnalité.

Unsere Persönlichkeit wechselt im zeitlichen Verlauf des Lebens, und sie schwankt innerhalb der Grenzen eines Augenblickes. Es ist mehr als eine bloße Metapher, wenn Faust von den zwei Seelen spricht, die in seiner Brust wohnen, und Racines Held ausruft:

> Mon Dieu, quelle guerre cruelle!
> Je trouve deux hommes en moi.

Man kann in Wirklichkeit behaupten, daß der Mensch aus mehreren Ichs zusammengesetzt ist, welche zwar auf einem gemeinsamen Untergrunde ruhen, aber sich nicht vollständig vermischen, und daß eine solche Teilung in mehrere Stücke aus den Thatsachen gefolgert werden darf. Denn jeder innere Zwiespalt setzt zwei psychische Gruppen voraus, zwei Anhäufungen von sich widersprechenden Gedanken, Gefühlen, Trieben; auf beiden Seiten steht eine Anzahl von Überlegungen, Stimmungen, Strebungen. Wir wissen für jede der vorliegenden Möglichkeiten Gründe des Verstandes wie des Herzens anzuführen, und je nachdem nun die einen oder die anderen das Übergewicht erhalten, wechselt unsere Persönlichkeit. So kämpften in der Seele des T. Manlius Torquatus der Vater und der Römer, ehe dieser über jenen siegte.

Noch deutlicher tritt die geschilderte Erscheinung hervor, sobald die Beobachtung auf einen größeren Zeitabschnitt ausgedehnt wird. Daß der Charakter eines Menschen vor dem Essen beträchtlich von dem nach dem Essen abweicht, ist keine neue Weisheit; war es ja für die Diplomaten alten Schlages eine ihrer delikatesten Aufgaben, der Verdauung Serenissimi die nötige Berücksichtigung angedeihen zu lassen! Trotz der größten Selbst-

beherrschung kann sich niemand der niederdrückenden Wirkung körperlicher Schmerzen oder unangenehmer Erlebnisse völlig entziehen: in solcher Stimmung erscheint alles grau in grau gemalt, während umgekehrt nach einem freudigen Erlebnisse die gute Laune alles verklärt. Daraus entspringt die auffallende Verschiedenheit unserer Urteile über dieselben Dinge und Menschen, je nachdem Umstände und Stimmungen uns beeinflussen; mit einem Worte, es erklärt sich so das Schwanken unserer Persönlichkeit.

Bei leicht beeinflußbaren Naturen erreicht dieser Wechsel klärlich einen hohen Grad. Es giebt Menschen, welche gestern glaubten, was sie heute für unmöglich halten, welche heute etwas anbeten, das sie morgen verabscheuen werden, und welche dabei — eine seltsame Täuschung! — ganz von der Überzeugung durchdrungen sind, daß sie nur nach den Regeln der Logik handeln. Sie bilden sich sehr viel auf ihre Charakterstärke ein und finden stets Mittel, ihre Gesinnungsänderung auf vernünftige Überlegung und freien Willensentschluß zurückzuführen. Aber wie bedauernswert sind doch diese Sklaven ihrer Launen! Man frage einmal die capriciöse Salondame, hinter deren glänzender Erscheinung sich nichts als ein hysterisches Temperament verbirgt; man frage einmal solche Schönheitskrüppel, ob sie sich jemals drei Tage hindurch glücklich gefühlt haben, und man wird stets die Antwort „Nein" erhalten. Eine dauernde Zufriedenheit giebt es für solche Naturen nicht, ihre Anschauungen wechseln wie die Bilder eines Kaleidoskopes, und das einzige Beständige an ihnen ist — ihre Unbeständigkeit.

Woher kommt nun diese Beweglichkeit des Charakters, die ja jedem Menschen in mehr oder minder hohem Maße eignet? Sicherlich ist sie in ihren niederen Graden kein Zeichen krankhafter Veranlagung, sondern wird nur durch eine solche bei gewissen Individuen beträchtlich verstärkt; es müssen also ausnahmslos wirkende äußere und innere Gründe für dieselben vorhanden sein.

In dem gewöhnlichen Verlaufe des Lebens rufen gewisse Verhältnisse einen starken Eindruck in der Seele hervor. Erziehung und Beruf sind an erster Stelle zu nennen. Stimmen beide in den Hauptpunkten zusammen, so erzeugen sie einen harmonisch in sich abgeschlossenen Charakter, einen Menschen, der, weil er immer in derselben Luft atmet, eine ruhige Festigkeit sich bewahrt. Sobald jedoch die genannten Einflüsse sich wesentlich unterscheiden, schaffen sie mittelbar oder unmittelbar verschiedene Tendenzen und entwickeln in demselben Individuum mehrere seelische Sondergruppen. Ein Mann ist beispielsweise sehr fromm erzogen worden und hat sich später der Naturwissenschaft gewidmet. Die materialistische Weltanschauung erscheint ihm als das notwendige Ergebnis seiner Studien. Anstatt daß nun die Religiosität sich dem neuen Gedankenkreise unterordne oder von ihm zerstört werde, bestehen beide friedlich nebeneinander: in dem Arbeitsraume ist der Mann der entschiedenste Gottesleugner, in der Kirche das gläubigste Gemeindemitglied.*) Und so auf allen Gebieten. Wer hat unter

*) Gewiß findet auch ein anderer Verlauf nicht selten statt; wir haben es jedoch an dieser Stelle nur mit dem geschilderten Thatbestande und seiner Deutung zu thun.

seinen Bekannten nicht Leute, die in Gesellschaft reizend, in der Familie aber unerträglich sind! Wer hat ferner nicht die Erfahrung gemacht, daß die besten Freunde oft unter veränderten Umständen gar nicht wiederzuerkennen, ja völlig andere Personen geworden sind! „Wie ausgetauscht," sagt unsere Sprache treffend.

Nicht nur von haltlosen Charakteren gilt das Gesagte, sondern man kann wohl behaupten, daß kein einziger sich frei von solchen Widersprüchen fühlt. Der Grund dieser Allgemeinheit liegt weniger in den äußeren Einflüssen, als vielmehr in einer bemerkenswerten Eigentümlichkeit unseres Seelenlebens. Die starken Schwankungen in gesunden und festgefügten Gemütern wären unerklärlich, wenn nicht ein Bewußtseinsinhalt schlechthin den andern ausschlösse. Das augenblicklich herrschende Ich gedenkt nicht der früheren. Die meisten Menschen lassen während geschäftlicher Verhandlungen oder bei einem Vergnügen ihre religiösen Grundsätze zur Seite, da sie in der That dieselben für kurze Zeit vergessen haben; die in dem Einzelwesen verbundenen Persönlichkeiten sind nur lose durch die Erinnerung miteinander verknüpft. Während die philosophische Auffassung der Seele gewöhnlich ein Centrum zuspricht, enthält sie in Wirklichkeit mehrere Mittelpunkte, aus deren Vorhandensein allein sich der innere Zwiespalt erklären läßt. Denn die aus der Selbstbeobachtung geschöpfte Vorstellung von der Einheit unseres Wesens bezieht sich bloß auf ein gegenwärtiges Ich, nicht auf die Reihe der sich ablösenden psychischen Gruppen. Oder anders ausgedrückt: die Persönlichkeiten sind wohl an sich einheitlich, aber sie wechseln.

Diese Zerteilung des Innenlebens hat natürlich ihre Grenzen schon dadurch, daß wir oft von ihr wissen. Man ist sich manchmal der Folgelosigkeit seines Handelns bewußt, unterdrückt bestimmte Strebungen, schwächt sie durch Wiederholung eines solchen Verfahrens und läßt sie schließlich ganz verschwinden. Auch damit, daß die verschiedenen Persönlichkeiten gelegentlich in ein Verhältnis der Über- und Unterordnung treten oder sich miteinander zu einem Ziele verbinden, nähert sich das Ich einer thatsächlichen Einheit. Es darf letztlich nicht übersehen werden, daß selbst bei den unstätesten Naturen ein bleibender Boden von Charaktereigenschaften existiert. Dieser unwandelbare Untergrund, durch den der Einzelmensch sich von der Gesamtheit aller anderen unterscheidet, setzt sich vornehmlich aus ererbten Gefühls- und Gedankenanlagen zusammen. Was seit Jahrhunderten in den Geschlechtern sich entwickelt und fortgepflanzt hat, vermag das kurzlebende Individuum ebensowenig abzuschütteln, wie die einmal gegebene Körperform.

Die beiden Personen in uns alternieren jedoch nicht bloß, sondern bestehen auch gleichzeitig nebeneinander. Denn die neuere Psychologie hat gezeigt, daß der negative Begriff des „Unbewußten" keineswegs zur Charakteristik der sekundären Vorstellungsmassen ausreicht, vielmehr, wenn überhaupt angewendet, so auf einen ganz kleinen Teil beschränkt werden muß. Der größere Teil kann durch besondere Umstände in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit treten und sich zu einer Kette zusammenschließen, die beispielsweise während des Schlafes Traumbilder und -Handlungen ablaufen läßt. Ein italienischer

Gelehrter, Rosmini, gab 1858 die ersten schlagenden Beweise für das Vorhandensein einer solchen halbbewußten (relativ unbewußten) Seelenthätigkeit, und an ihn knüpfte die französisch-englische Physio-Psychologie an, indem sie die neue Lehre auf das Problem der Persönlichkeit sinngemäß übertrug. So hat sich die Ansicht entwickelt, daß der Organismus und das Gehirn die wahre Personalität seien, die sog. Einheit des Ich also nur in der Verknüpfung einiger klarer Bewußtseinszustände mit anderen, weniger klaren und mit einigen unbewußten physiologischen Zuständen bestehe; doch wird von besonnenen Forschern hervorgehoben, daß das Bewußtsein in sich und durch sich ein schlechthin neues und der körperliche Vorgang keineswegs die Ursache des physischen Vorgangs sei. Wenn demnach die Einheit des Ich zum Teil eine lediglich organische, zum Teil ein Produkt unserer Einbildungskraft ist, so braucht man nicht davor zurückzuscheuen, die nebeneinander arbeitenden Bewußtseinssphären bildlich als zwei Persönlichkeiten zu bezeichnen.

Wir übersehen nunmehr den Entwickelungsgang eines psychologischen Problems. Von Alters her ist eine Zweiteilung der Seele versucht worden, und zwar eine Teilung in eine mehr körperliche und in eine andere mehr geistige, abstrakte Sphäre. Während die griechische Philosophie mit ihren bis in die neueste Zeit hineinreichenden spekulativen Nachfolgern versucht hat, gegenüber diesem Thatbestand die Einheit des Ich zu retten, hat die moderne Wissenschaft ein solches Beginnen als nutzlos aufgegeben und vielmehr einen ganz anderen

Begriff einer Bewußtseinseinheit aufgestellt. Seit Leibniz ist das Schlagwort des Unbewußten in die Debatte aufgenommen worden, seit Augustinus das von Gut und Böse. Wir werden nun sehen, wie der moderne vornehmlich der französische Roman sich des Problems mitsamt allen Ausläufern bemächtigt hat, wie er einerseits das triebartige Instinktleben für die einzige Seite des psychischen Daseins erklärt, anderseits in den Ton moralisierender Verurteilung verfällt, wie aber daneben in einer Richtung, die freilich unbekannter als die Schule Zolas und Tolstojs geblieben ist, die wahrhafte psychologische Analysis ihre Triumphe feiert, indem sie den Januskopf des inneren Menschen porträtiert.

III.

Um mit einem Typus derjenigen psychologischen Romanciers zu beginnen, die den Mittelweg eingeschlagen haben, sei zuerst Eduard Rod genannt. Herr Rod, gleich dem großen Jean Jacques und gleich Cherbuliez ein Pariser Schweizer, lebt als Professor in Genf. Diese Lebensstellung ist bezeichnend. Die Führer der modernen französischen Litteratur sind fast ausnahmslos Wissenschaftler, sei es in der äußeren Stellung oder auch in der inneren Auffassung ihres Berufes. Zumeist halten sie sich für Psychologen und benutzen die Form des Kunstwerkes, um eine Theorie zu veranschaulichen. Aber glücklicherweise tritt bei Rod die Tendenz nicht so aufdringlich hervor, und nur in Anknüpfung an konkrete Fälle pflegt er allgemeinere Ansichten darzulegen.

So hat er einmal, nach dem Erscheinen des Journal intime der Brüder Goncourt, in geistreicher Weise das Wesen der Freundschaft zergliedert.*) Bei einer anderen Gelegenheit, in der Vorrede zu „Les trois coeurs“, hat er sich über die Methode des schriftstellernden Psychologen ausgelassen, und sie an der Stelle der alten Etiquette „Selbstbeobachtung“, „introspektives Verfahren“ u. dgl. mit einem neuen Schilde „Intuitivismus“ versehen. Die bezüglichen Schlagsätze lauten: „Un intuitif est un homme qui regarde en soi même, et c'est bien ce procédé d'observation intérieure qui paraît devoir succéder à l'observation extérieure des naturalistes... L'intuitivisme serait donc l'application de l'intuition comme méthode de psychologie littéraire: regarder en soi, non pour se connaître ni s'aimer, mais pour connaître et aimer les autres; chercher dans le microcosme de son coeur le jeu du coeur humain; partir de là pour aller plus loin que soi, parce qu'en soi, quoiqu'on dise, se réfléchit le monde.“ Im Grunde genommen also nichts anderes, als was die Erforscher des Seelenlebens überhaupt thun, wenn sie aus der inneren Erfahrung des Individuums allgemeingiltige Gesetze abzuleiten versuchen, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, daß diese sehr einseitige Methode durch andere Verfahrungsweisen beträchtlich ergänzt werden muß und

*) Vergl. auch das betr. Kapitel in Delzauts Buch über die Goncourts. Edmondo de Amicis Werk über die Freundschaft, prickelnd wie der Asti in der Heimat des Piemontesen, ist im Grunde doch nichts als eine lang ausgesponnene Plauderei über einen Wortwitz, den der Name des Autors ihm nahe legte.

wird. Rods Intuitivismus gleicht ferner auf ein Haar den ästhetischen Grundsätzen Goethe-Schillers, denn beide Dichter verlangen die Erweiterung des subjektiven Seelenbefundes zu einem allgemein menschlichen Erlebnis.

Doch wenden wir uns zu unserem eigentlichen Thema. Wenn es feststeht, daß alles innere Leben sich auf Zickzackwegen bewegt, deren verschlungene Seitenpfade teils vom Bewußtsein beleuchtet werden, teils in Dämmerung oder in tiefen Schatten gehüllt sind, wenn in der That ein Zwiespalt in der Seele herrscht, der im Persönlichkeitswechsel und im Dualismus der psychischen Aktivität zu Tage tritt, so wird eine Aufgabe des psychologischen Romans darin bestehen, dieses Sachverhältnis an einem typischen Beispiel klarzulegen. Dahin zielen nun zweifellos Rods poetische Schriften. Und es ist interessant, daß unser Dichter durch mehrere Bände hindurch die Entwickelung e i n e s Individuums verfolgt, um zu zeigen, wie es sich mit zunehmendem Alter und gemäß den Lebensschicksalen verändert. Ob wir ein solches Verfahren vielleicht als wahren Naturalismus bezeichnen dürfen?

Ich kann den Leser mit gutem Gewissen einladen, einen Blick auf Eduard Rods Romane zu werfen. Für gewöhnlich gilt es als Wagnis, die kostbare Zeit mit belletristischer Lektüre zu verbringen, und wirklich, manchmal geht es dem Genießenden mit einem verschlungenen Bande wie Johannes dem Täufer: es war süß in seinem Munde wie Honig, und da er es gessen hatte, grimmete es ihm in seinem Bauche. Indessen die Erzählungen Rods bereiten auch dem litterarischen Fein-

schmecker keine Enttäuschung. Der Erstling des Schriftstellers setzt ganz einfach ein: „Paris — Januar — Ich," führt uns durch eine pessimistische Traumwelt und endet mit dem etwas melancholischen Geständnis: „Gleichwohl giebt es gute Dinge, das Schweigen und die Unbeweglichkeit." In diesem Buche „La course à la mort", lernen wir einen jungen Mann kennen, der nach vergeblichen Versuchen, im Leben seine geistigen Kräfte nutzbringend zu verwerten, sich in sich selbst verschließt und mit Staunen eine ungeahnte Wunderwelt in der eigenen Seelentiefe entdeckt. Das hindert ihn nicht, sich zu verheiraten. Daher trägt der Anfang des zweiten Werkes „Le sens de la vie" die verheißende Überschrift „Le mariage": wir sehen den Helden in einem traulichen Gemache zur Seite eines klugen Weibes mit großen Augen. Es folgt ein Abschnitt „Paternité" und ein weiterer mit dem Titel „Altruisme". Aber Vatergefühle und Regungen gemeinnütziger Nächstenliebe vermögen nicht, sein Herz ganz auszufüllen, sie bilden nicht den „Sinn des Lebens" auf der „Jagd nach dem Tode".

Was bleibt? wird man fragen. Eduard Rod antwortet: die Religion. Freilich nicht die Religion der Strenggläubigen, sondern der Kultus eines, man möchte sagen, psychologischen Gottes, der die Summe aller Gefühle, ja „das Gefühl" selber ist, von dem unsere Gedanken, Empfindungen, Strebungen nur absplittern. Wir sollen uns in diesen Mutterboden der gesamten Seelenthätigkeit versenken und dem Beispiele folgen, das der Verfasser in dem letzten Werke „Les trois coeurs" giebt, wo er Empfindungen pflegt, die ihm bis dahin unbekannt

geblieben waren. „Banne weit von dir,“ so flüstert die Vergangenheit ihm zu, „die Neugierde, die stets gottlos ist, — eine Stunde der Träumerei unter freiem Himmel wird Dir mehr sagen, als Jahre des Studiums, und Du wirst niemals der Wahrheit näher sein, als wenn Deine Ideen in nutzlosen Geistesblitzen entschwinden werden; — die unbestimmten Erregungen, die Dir das Herz schwellen, die verschwimmenden Visionen, die vor Deinen Augen Dinge ohne Form und Gestalt vorüberziehen lassen, die unfehlbaren Melodien, die das Schweigen murmelt, die Ideen, die Du erhaben über alle Deine Formeln ob Deinem Haupte dahinfliegen fühlst — das sind die wahren, die einzigen Offenbarungen der Unendlichkeit.“

Ich brauche kaum zu sagen, daß der seelische Urgrund, von dem alles Heil kommen soll, sich mit dem deckt, was oben das zweite Ich genannt wurde. Die Pflege des Unbewußtseins hat bei allen Propheten, Träumern und Ekstatikern den breitesten Raum eingenommen. Denn deren „Gemeinschaft mit Gott“ besteht als innere Erfahrung vornehmlich in der machtvollen Verknüpfung eines psychischen Vorganges mit einem Außen-Ich: das Persönliche verschwindet und das Bewußtsein gehört ganz und gar dem Gegenstand des Gedankens, der selbst wiederum in den unteren Schichten der Psyche wurzelt. Dies von altindischer Weisheit als letztes Ziel gepriesene Aufgehen in ein Überpersönliches beobachten wir tagtäglich in seinen ersten Ansätzen, so oft wir uns in das Nachdenken über einen Gegenstand „verlieren“; die weitere Ausbildung strebt nun danach, den erworbenen Zu-

sammenhalt des Wirklichkeitsbewußtseins zu schwächen und die Empfänglichkeit gegen die störenden äußeren Einflüsse abzustumpfen.

Rückkehr zu sich selbst und genauer zu dem verborgenen Teil des Selbst: so lautet das Losungswort Rods und der übrigen „psychologues“ oder „intellectuels“ oder, wie sie sich auch gelegentlich nennen, der „synthétiseurs“. Ursprünglich waren sie ja alle Naturalisten gewesen, aber allmählich gingen sie aus Zolas Lager zu den Fahnen eines Neo-Idealismus über. Also formulierten sie ihre Theorie: die Seele allein bedeutet etwas, sie allein existiert, nur durch und für sie haben die Gegenstände der Außenwelt einigen Wert. „L'homme naît et vit dans les pensées“ sagt Amaury in „Volupté“. Bald erhob sich aus ihren Reihen ein Dreigestirn: Barrès, Bourget, Rod. Letzterer, der am meisten Aristokratische von allen, blieb an unmittelbarer Wirkung hinter Barrès zurück, aber er übertraf ihn in dem bleibenden Gehalt seiner Kunstwerke. Doch auch er wurde von Paul Bourget verdunkelt, dessen Stern als erster aufgeleuchtet war und noch jetzt im hellsten Lichte strahlt.

IV.

Paul Bourget gründet die Fabel seiner ersten Novelle „L'irréparable“, sowie diejenige seines vorletzten Romans „Le disciple“ auf die Lehren zweier Professoren der Philosophie. Hieran läßt sich von neuem erkennen, daß die Modernen nicht von der Kunst mit ihrem schönen Schein, sondern vielmehr von der wahrheitssuchenden

Wissenschaft die eigentlich bildende Geistesarbeit des Jahrhunderts erwarten.

Jene erste Novelle beginnt mit einem Gespräche zwischen dem Verfasser und einem gelehrten Psychologen, der ein Werk über die Ideenassociation geschrieben hat. In diesem Werke soll sich der Nachweis dafür finden, daß die jedem Menschen innewohnende Vorstellung von einem unteilbaren, unveränderlichen Ich nur aus der Verknüpfung von ursprünglich inkohärenten psychischen Momenten besteht, d. h. lediglich ein Werk der Ideenassociation ist. Daher dürfe es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich ein Riß dieses künstliche Gewebe zerreißt, die Persönlichkeit sich wandelt und ein zweites Ich Besitz von dem Körper ergreift. Und so erzählt Bourget die Geschichte von einem jungen Mädchen, das bisher unschuldig und ehrsam, plötzlich ihre eigene Natur verleugnet und von einem unerklärlichen, aus geheimnisvoller Tiefe emporsteigenden Triebe ergriffen, in einsamer Nacht einem gewissenlosen Manne sich preisgiebt.

Der „Schüler" reicht einem anderen berühmten Professor eine Studie über das Doppel-Ich ein. Die Studie soll es begreiflich machen, daß er, Greslou, kalten Blutes ein engelreines Mädchen verführen und das ihr gegebene Versprechen, nach der Brautnacht in den gemeinsamen Tod zu gehen, brechen konnte. Denn seine Handlungen würden nicht allein durch das wachbewußte Ich, sondern auch durch ein unbewußtes Prinzip in ihm bestimmt, das sich jeder Kontrole entziehe. Aus dieser Verdoppelung unseres Wesens, so heißt es in der dem Professor Andrien Sixte eingereichten „Confession d'un

jeune homme d'aujourd'hui", erklärten sich alle Unbegreiflichkeiten unseres Thuns. Wir nähren in uns eine Schlange, die uns das Leben vergiftet. Mancher setzt alles daran, ein Ziel zu erreichen, von dem er später erkennt, daß es den Wünschen der sekundären Person in ihm durchaus nicht entspricht; ein anderer wiederum wird durch das Ding in ihm zu den unbegreiflichsten Handlungen verleitet. In sieben Paragraphen begründet Greslou seine These. Nachdem er die „hérédités", den „milieu d'idées" und die „transplantation" untersucht hat, kommt er zu dem Ergebnis, daß die Zwiefältigkeit seines Wesens aus der Abstammung von einem Mischvolke einerseits, andererseits aus der Einwirkung der Umgebung abzuleiten ist. Das normale Doppel-Ich nämlich hat bei ihm einen pathologischen Anstrich. Während eine Person in ihm ausschließlich denkt und handelt, spielt die andere bloß die Rolle einer passiven Zuschauerin. Daher von Kindheit auf die Neigung, vor der Welt und in der eigenen Phantasie ein anderer zu sein, als in Wahrheit, die Menschen nach Möglichkeit zu betrügen und zu verführen.

Die Moral von der Geschichte besteht in der That in einer Moral, nämlich in der Übertragung dieser psychologischen Lehren auf das Gebiet des Sittlichen. Das zweite Ich ist das Böse in uns, so lehrt Bourget; wir müssen es auf alle Weise zu unterdrücken suchen, auf daß wir nicht zur Rechenschaft gezogen werden für das, was das Tier in uns sündigt. Die Entwickelung der Gesamtseele der Menschheit sollte dahin gehen, das primitive Bewußtsein mit allen Kräften zu unterdrücken,

die Überlebsel aus dem Naturzustande*), wo der Mensch ohne Rücksicht auf Gut und Böse seinen Impulsen folgt, vollständig zu vernichten; anstatt dessen schlägt sie zum Unheil kommender Geschlechter den gerade entgegengesetzten Weg ein. Und hier wird nun der Poet und Psychologe, der Litterarhistoriker und Kritiker zu einem begeisterten Sittenprediger. Man glaubt nur mit Mühe, daß der Verfasser der flammenden Vorrede zum „Disciple“ derselbe Mann ist, der die „Aveux“ und einzelne Seiten der „Essais“ geschrieben hat. Jedenfalls begegnet er sich in seinem Moralisieren patriotischen Beigeschmacks — „La France a besoin de talents chrétiens“ — mit vielen seiner litterarischen Landsgenossen. Der jüngst verstorbene Edmond Scherer hat vielfach über die Zersetzung der modernen Gesellschaft geklagt, die Boudoirkritik eines Anatole France und Lemaître tadelt höchstens in leicht ironischen, die akademische Kritik Brunetières im elegischen Tone, und die psychologische Kritik Taines und Amiels verzichtet auf jedes Urteil.

Nach Bourget kommt das soziale Elend außer von den freigeistigen Wissenschaftslehren eines Adrien Sixte auch von dem Kultus des sinnlichen Teiles unserer Seele. Das „Fleisch“, um den christlichen Ausdruck zu gebrauchen, d. h. also die halbbewußten Gefühls- und Triebkreise der Psyche, das Fleisch ist die Quelle alles Übels. Daher

*) Hiermit stimmen die Ergebnisse der ethnologischen Psychologie überein. Auch die vergleichende Tierpsychologie läuft in demselben Geleise, wenngleich man kaum mit Rokitansky soweit gehen wird, schon das Protoplasma mit seinem aggressiven Charakter für ein ungerechtes und böses Prinzip zu erklären.

wird der Dichter nicht müde, die Pflege des Fleisches, den Luxus, die Verderbtheit der Reichen in grellen Farben zu schildern; die Wahrheit zu gestehen, gelingen ihm auch solche Beschreibungen weit besser als die farblosen Porträts kleiner Leute, z. B. der Damen Offarel in den „Mensonges“ oder des Fräulein Trapenard im „Disciple“. Aber seine Theorie vom „milieu“ verleitet ihn nicht selten zu übertriebener, langweilender Kleinmalerei und so entstehen Satzmonstra wie die folgende, möglichst schonend übersetzte Periode. „Sie lag träge auf dem Divan ihres Boudoirs, in einem gerafften, ganz weißen Morgenkleid, beschäftigt damit, Cigaretten eines Tabaks von der Farbe ihrer Haare zu rauchen; sie entnahm sie aus einer japanischen, goldgeschmückten Schachtel, neben der, auf demselben Tisch, ein Ständer aus schwarzem Eisen stand, der durch ein doppeltes Stützwerk aufrecht gehalten wurde und vier Photographien ihrer bevorzugten Freundinnen zeigte.“ Höchst interessant, nicht wahr?

Die stilistische Antipode Bourgets ist der in Deutschland leider viel zu wenig bekannte Charles Epheyre, ein Meister in kurzer, prägnanter Darstellung und zugleich ein Feind aller unnützen Detailphotographie. Doch das ist nicht der Grund, weshalb ich ihn hier erwähne. Ich nenne ihn vielmehr deswegen, weil er das Problem des Doppel-Ich in einer sehr bemerkenswerten Form novellistisch behandelt hat. Für Epheyre bildet die sekundäre Person in uns nicht das bekämpfenswerte böse Prinzip, sondern im Gegenteil ein höheres, von dem Wachbewußtsein leider meist verdecktes Wesen. Das zweite Ich verfügt über wunderbare Eigenschaften, die

freilich gewöhnlich unbemerkt in uns schlummern, aber in ekstatischen und ähnlichen Zuständen deutlich hervortreten. Wir ahnen nicht, welche Kräfte unsere Seele birgt. — Das alles ist zweifellos richtig. Seitdem die experimentelle Psychologie sich der Hypnose angenommen hat, die wir, wie erinnerlich, als einen Zustand überwiegenden Unterbewußtseins auffassen, sind einzelne, schier unglaubliche Fähigkeiten der psychischen Aktivität exakt festgestellt worden. Der Hypnotische verfügt manchmal über eine außerordentliche Verfeinerung der Sinnesthätigkeit, er besitzt Macht über einige sonst ganz unkontrollierbare Funktionen des organischen Lebens, er kann sich von Schmerzen befreien — kurz, er ist in vielen Beziehungen ein höherer Mensch.

Indessen, alle diese Leistungen liegen in dem bekannten Bereich der Natur. Ob auch mystische Kräfte, so die des Hellsehens und Fernwirkens, dem zweiten Ich zugesprochen werden dürfen, unterliegt wohl sehr dem Zweifel; und wenn von Seiten der modernen Metaphysiker die sekundäre Person zu einem „Metaorganismus" oder „transcendentalen Subjekt" emporgeschraubt wird, dann verlieren wir eben jeden Boden unter den Füßen.

Epheyre neigt dazu, die Wirksamkeit der verdunkelten Vorstellungsmassen zu überschätzen. Seine Heldin „Soeur Marthe", im gewöhnlichen Leben eine stille, unbedeutende Novize, wird in dem zufällig herbeigeführten Somnambulismus nicht nur ein stolzes, liebeglühendes Weib, was wir begreifen können, sondern auch eine Hellseherin. Sie weiß von Ereignissen, deren sie sich unmöglich durch eine Hypermnesie erinnern könnte. Sie nimmt wahr,

was in der Ferne vorgeht, sie heilt die beginnende Schwindsucht der „anderen" d. h. ihres ersten Ichs. Aber ich muß gestehen, daß ich nirgend anders eine so lebendige Schilderung des Doppelwesens unseres Ich gefunden habe, als in dieser, von dem verführerischen Reiz des Geheimnisvollen umgossenen Liebesepisode zwischen der in Schwester Martha verborgenen Angéla und dem unglücklichen Arzte Laurent Verdine. Und darum gebe ich gern alle prinzipiellen Bedenken preis; um so mehr, als in deren Satz von der höheren Natur in uns der Hinweis auf etwas Richtiges enthalten ist. Die Fortsetzung unserer Rundschau freilich wird uns wieder zu dem entgegengesetzten Gedanken zurückführen, dem zufolge das zweite Ich das Tier, das Böse, das halb Überwundene in dem Menschen darstellt.

V.

Emil Zola ist von den Tagen seiner ersten schriftstellerischen Versuche an bis zu der Zeit, wo er sich in das Netzwerk abstrakter Theorien verstricken ließ, den gleichen festgezimmerten Steg gewandelt. In dem Jugendwerke „Le voeu d'une morte" schildert er einen jungen „poetischen Mathematiker mit glühendem Herzen", dessen eine Seelenhälfte die Tochter seiner Wohlthäterin liebt, während die andere Hälfte in Erfüllung eines der verstorbenen Gönnerin geleisteten Gelöbnisses jenes Mädchen mit einem wackeren Freunde zu vermählen strebt. Kurz vor dem Tode klingen beide Leitmotive harmonisch zusammen. „Als er, an der Schwelle der Unendlichkeit,

seinen letzten Seufzer aushauchte, da vernahm er aus der Tiefe jenes blendenden Glanzes, in welchen er einging, eine wohlbekannte, freudige Stimme, die zu ihm sprach: »Du giebst sie einem würdigen Manne, Deine Aufgabe ist vollendet . . . komm' her zu mir.«"

Mir scheint, als ob Zola mit der genannten Skizze seinem Ehrgeize, seine Schriften zu einem „magasin de documents sur la nature humaine" (Taine) zu gestalten, unvergleichlich besser gerecht wird, als mit den großen Fahnenwerken, in denen eine mechanische, lebenslose Psychologie den Kreaturen die intellektuelle Selbständigkeit, die höchste, die sich selbst bezwingende Willensthätigkeit nimmt. Den Personen der „Bête humaine", als da sind: Roubaud, Phasie, Sévérine, Lantier, Flore, Pecquenx fehlt samt und sonders die Herrschaft der Vernunft über den Instinkt. Aus dem wirklichen homo duplex ist ein abnormer homo simplex geworden, der in morallosen, ungebändigten Instinkten aufgeht. Jacques Lantier besteht schlechthin aus solchen, von der Urzeit überkommenen Trieben nach Sinneslust und Mord. Seine Gier, jedes nackte Weib im Blute zu sehen, soll das Erbteil einer vorhistorischen Periode sein, in der der primitive Mensch die Bosheit des anderen Geschlechtes durch sinnliche Knechtung und Tötung bestrafte. Ähnlich erscheint in „La terre" der Bauer in den Gedankenkreis der Erde, in „Le ventre de Paris" der Städter in den Gedankenkreis der rohesten Selbsterhaltung gebannt. Was Wunder, daß die leblosen Gegenstände in großartiger Symbolisierung den Charakter einseitig determinierter Menschen annehmen, daß also in dem Eisen-

bahnromane die Lokomotive ein triebartiges Eigenleben führt. Die Maschine ist das wahrhaft Menschliche, scheint Zola sagen zu wollen.

Das zweite Ich als Automat gefaßt und gewissermaßen zum Ideal erhoben — ja, das scheint der Herzpunkt in dem Bekenntnis des großen Naturalisten zu sein. Die Grundlage des seelischen Organismus ist für ihn ein Stück unüberwindlicher Urnatur, indem es den streng gesetzmäßigen Ablauf der Sonderexistenz aus wilden Trieben heraus regelt, jedes Aufbäumen der höheren Bewußtseinsschichten letzlich unterdrückt und den freien, vernünftigen Willen bei der thatsächlichen Handlung ausschaltet.

Zu derartigen wilden Trieben gehört nun vor allen Dingen der Geschlechtstrieb. Was ihn betrifft, wird man wohl oder übel mit einem halben Zugeständnis an Zolas Lehre nicht zurückhalten können. Selbst Guy de Maupassant schließt sich hierin dem heißgehaßten Dichter an. In der Novelle „Un cas de divorce“ findet er nicht Worte genug, um die Umarmung zu schwächen, „die allen verfeinerten Wesen als etwas vorkommt, worüber man Scham empfindet und wovon man nur flüsternd, mit Erröten spricht.“ In einer anderen Novelle „L'inutile beauté“ antwortet er dann auf den billigen Einwurf: das sei natürlich. „Die Natur! Ich sage Dir, daß die Natur unser Feind ist, daß wir gegen die Natur unaufhörlich ankämpfen müssen; sie führt uns ewig zum Tier zurück.“ Alles Schöne, was das Leben bietet, ist im Widerstreit zur Natur und somit auch zum ursprünglichen Ich entstanden. Die Kultur soll uns über die Natur, über die eigene

primitive Veranlagung hinausführen. „Wir sind es, die der Schöpfung, indem wir sie besingen, sie deuten, sie als Poeten bewundern, als Künstler idealisieren, als Männer der Wissenschaft erklären, einen Hauch von Schönheit und Anmut leihen, einen Reiz, etwas Geheimnisvolles in sie legen. Denke an die Fortpflanzung! Kann man sich etwas Unedleres, Widerwärtigeres vorstellen?" *)

Wie merkwürdig ist es nun, daß von eben diesen Anschauungen aus Leo Tolstoi zu dem Wunsche nach einer Rückkehr zur Natur gelangt! Aber das erklärt sich so. Das sinnliche, instinktmäßige, halbbewußte Ich erscheint ihm nicht als Überlebsel der Naturzeit, sondern gerade umgekehrt als Produkt einer die Natur entehrenden Civilisation. Daher sollen Kulturerrungenschaften wie Geld, Wissenschaft, Kunst, raffinierte Wollust einem Rousseauschen Primitivleben Platz machen; der natürliche Mensch, als Teil in die moderne Seele eingekapselt, ist nicht böse, erst die Überkultur macht ihn dazu. Zurück also zur Natur! In diesen Ruf stimmt auch Björnson ein, wenn er im „Handschuh" Jungfräulichkeit des Mannes vor der Verehelichung fordert, aber er geht nicht so weit, wie Tolstoi, dessen „Kreuzersonate" ein bis zum Tode pflichtmäßiges, liebeloses Eheleben und die Enthaltsamkeit von der „sinnverwirrenden" Kunst in lauten Worten predigt.

Es bleibt seltsam genug, daß eine moralistische, im altchristlichen Sinn gehaltene Verurteilung der einen Seite unserer seelischen Thätigkeit solches Aufsehen bei den

---

*) Nach der Übersetzung von Georg Brandes.

Höchstgebildeten aller Nationen erregt. In Wirklichkeit liegt dem Tolstoischen Gedankenwerk doch bloß eine einseitige Übertreibung und Überschätzung des einen, im Menschen wohnenden Ich zu Grunde. Denn der Mensch — und damit kehren wir zu dem Ausgangspunkt unseres Umblickes zurück — ist zugleich Engel und Teufel, ein Gemisch von Gut und Böse, die Summe von Vernunft und Instinkt, ein Komplex aus Bewußt und Unbewußt.

VI.

Nun hat nicht nur die Litteratur in Frankreich eine psychologische Vertiefung erfahren, sondern auch die Kritik. Ihre hohe Bedeutung wird in unserem sozialistischen und wissenschaftlichen Zeitalter zur Genüge anerkannt. Man begreift die tief begründete Berechtigung der Kritik, die, in allen Zweigen des Wissens die Wahrheit darstellend, einen geistigen Zustand zu schaffen strebt, aus welchem die schöpferische Thätigkeit Vorteil ziehen kann. Aber man hat bisher bloß in Frankreich begonnen, über das Wesen der modernen Rezension eingehende Betrachtungen anzustellen. Während bei uns die Kunst der litterarischen Beurteilung durchschnittlich ohne besondere Schulung und gleichsam naiv geübt wird, allenfalls in ihrem Stile an die älteren Muster wie Lessing sich anlehnt, ist bei unseren westlichen Nachbarn eine beachtenswerte Theorie der Kritik groß geworden. Wir wollen versuchen, sie mittels eines geschichtlichen Schattenrisses in ihren Hauptlinien zu skizzieren.

Ein Dichtwerk (hierunter natürlich auch Prosaschriften einbegriffen) kann danach beurteilt werden, inwiefern es sich einem individuell oder historisch bestimmten Ideale nähert; es kann ferner als Werk an sich, losgelöst von den Zeitverhältnissen und ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit des Verfassers beurteilt werden. Beide Verfahrungsweisen sind als unpsychologisch zuerst von Saint-Beuve in Frankreich verworfen worden. Der geistvolle Montagsplauderer (Causeries du lundi) sucht seinen Ehrgeiz darin, in die geheimsten Seelenwinkelchen des Autors einzudringen und er prüft daher mit der Lupe die Biographie seiner Untersuchungsgegenstände. Sein Vergnügen besteht darin, ein poetisches Erzeugnis aus dem Leben und Charakter des Schaffenden heraus zu deuten. Ganz folgerichtig untersucht er nun die ererbten und erworbenen Neigungen des Schriftstellers, er schildert alle Stufen seiner Entwickelung im einzelnen und spürt mit Vorliebe alten, längst verschollenen Anekdoten nach, um durch einen recht bezeichnenden Zug, durch ein möglichst glückliches Schlagwort plötzlich das Porträt zu beleuchten. Mit einem Wort: er läßt das Werk vor unseren Augen entstehen, aus der Individualität des Schöpfers herauswachsen. Wo die Daten nicht ausreichen, wird frischweg ergänzt und manchmal — phantasiert. Auch die Zuverlässigkeit des benutzten Materials unterzieht Saint-Beuve nicht der nötigen sorgfältigen Vorprüfung; insbesondere erscheint seine Verwertung von Autobiographien oft recht kühn. Selbstzeugnisse größeren Stiles werden von ihren Urhebern entweder offenkundig zu künstlerischen Zwecken

ausgestaltet, wie das in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und in Moritzens „Anton Reiser“ der Fall ist, oder sie werden aus anderen Gründen verfälscht, wie es sich an fast allen Memoirenwerken und z. B. an dem Journal intime der Goncourts beobachten läßt. Die persönliche Litteratur zeigt uns Schauspieler, die ihre Rolle klüglich für das Publikum sich zurechtlegen, Advokaten, die in ihrem eigenen Prozeß das Wort ergreifen — und so muß man den Wert dieser Dokumente geringer anschlagen, als es von Saint-Beuve geschieht.

Aus diesen Gedanken des berühmten Feuilletonisten hat Taine eine exakte Methode gemacht. Mit allen Hilfsmitteln des modernen Historikers ausgerüstet, analysiert er eine Person oder eine Epoche wie der Botaniker eine Pflanze oder der Anatom einen Leichnam zergliedert. Seine Untersuchungen erstrecken sich auf die Bedingungen eines sozialen Zustandes, einer bestimmten Thatsache und eines bestimmten Menschen, indem er von der Voraussetzung eines strengen Kausalzusammenhanges zwischen den Erscheinungen und diesen ihren Ursachen ausgeht. Nach Taines Theorie erzeugen die Schriftsteller ihre Bücher mit derselben Gesetzmäßigkeit wie die Bienen ihren Wachs. Und zwar kommen für das Verständnis dieser zwangsartigen Beziehung von Schöpfer zu Schöpfung vornehmlich drei Faktoren in Rechnung. Erstens die Rasse: der Autor gehört einem bestimmten, so und so beschaffenen Volke an. Zweitens die Umgebung (milieu): die Gesamtheit aller der äußeren Vorgänge, welche auf den Dichter wirken, wandelt ihn allmählich um oder beeinflußt ihn wenigstens, sei es daß

es sich um physische Einwirkungen (Klima, Wohnort, Nahrung u. dgl.) oder um soziale Einwirkungen (Erziehung, Gewohnheiten, Zeitgeist u. dgl.) handelt. Drittens der Augenblick: an einem bestimmten Punkte, der eben für jeden einzelnen Fall näher untersucht werden muß, vereinigen sich individuelle Energie und äußere Einflüsse zur Produktion eines Kunstwerkes. An Livius, Napoleon, Balzac werden diese drei Faktoren von Taine meisterhaft exemplifiziert.

Ich halte es für den Grundfehler der ganzen Theorie, daß das Seelische als erkennbare Folge des Körperlichen hingestellt wird. Aus den materiellen Bedingungen eines Volkes und einer Umgebung soll sich das Phantasiespiel des Dichters ableiten lassen. Das geht ebenso wenig wie es möglich ist, einen sittlichen Entschluß oder ein hypothetisches Urteil oder eine andächtige Stimmung mit einem physiologischen Vorgang im nervösen Centralorgane gleichzusetzen. Beide laufen parallel, sind ohne einander nicht denkbar, aber sie sind keineswegs als Ursache und Wirkung nachzuweisen. Die Verkennung dieser einfachsten und sichersten aller psychologischen Grundlehren hat nach Taines Beispiel auch unter deutschen Historikern fortgewuchert. So behauptet Ottokar Lorenz: „Es wird die Zeit kommen, wo man einen Robespierre oder Napoleon ganz ebenso genau zu erklären wissen wird, wie der Physiker seinen Zuhörern die Edison'sche Lampe expliziert. Auch der Historiker wird dann ganz exakt erzählen, wie sich Kupfer und Zink erst in dem Gehirn des Franzosen zusammengefunden haben und wieviel Schwefelsäure nötig war, um eine schwere Menge von elektrischen Strömen

zu erzeugen." Eine solche Zeit aber könnte thatsächlich nicht eher entstehen, bevor nicht alle Inkommensurabilität aus der Welt geschafft ist, bevor nicht Kreise quadratisch werden und Äpfel und Schornsteinfeger sich addieren lassen.

Andere Bedenken gegen Taines Anschauungen werden deutlicher hervortreten, wenn wir die Erweiterung dieser Lehren bei den Schülern Taines verfolgen. — Emil Hennequin schlägt die Wirkung der Rasse und des milieu weit geringer an als sein großer Meister: von jener meint er, sie sei ein begriffliches, bloß in der metaphysischen Welt vorhandenes Wesen, und die Einflüsse der Umgebung sucht er auf ursprünglichere Verhältnisse verschiedener Art zurückzuführen. Aber mit größtem Nachdruck verweilt er bei dem Satz: das Kunstwerk entsteht mit der gleichen Notwendigkeit aus der Seele des Künstlers wie der Wachs aus der Biene. Nicht nur durch geschichtliche (freilich oft fehlerhafte) Rückblicke und durch sehr gelehrt klingende, fremdwörterreiche Betrachtungen sucht Hennequin diese These zu beweisen, sondern er verwertet sie auch praktisch, indem er z. B. aus der Odyssee den Charakter Homers konstruiert. Denn angenommen, es bestehe eine absolute Wechselbeziehung zwischen einer Dichtung und ihrem geistigen Vater, so muß sich dieser aus jener nicht minder deduzieren lassen als umgekehrt.

Dieser ganze Gedankenbau stürzt aber zusammen, wenn man überlegt, daß es danach eigentlich gar keine schlechten Werke eines begabten Künstlers geben könne und sämtliche Schriften desselben immer denselben Men-

schen widerspiegeln müßten, d. h. bis auf eine im Grunde genommen überflüssig wären. In Wirklichkeit sind wir weder so gleichmäßiger Natur noch so dem Zwange unterworfen, wie Hennequin voraussetzt. Wir ändern uns von Stunde zu Stunde, und es steht durchaus in unserer Macht, wieviel wir der Feder von dem anvertrauen wollen, was unser Inneres bewegt. Mag es für die seltenen Weihestunden im Leben eines Genies zutreffen, daß alle bewußte Überlegung zurücktritt und das Herzensgeheimnis unwiderstehlich zur Aussprache drängt — für das gewöhnliche künstlerische Schaffen trifft es gewiß nicht zu, daß der Dichter genau so zwangsmäßig sein Ich niederschreibt wie der Seidenwurm seinen Faden spinnt. Indessen, wer sich dieser teils optimistischen teils für den Unterschied des Menschen vom Instinkttier wenig schmeichelhaften Illusion hingiebt, der muß dann selbstverständlich auf jede Beurteilung eines Romans u. dgl. verzichten. Hat doch der Autor nicht anders dichten können! Und in der That macht Henneqin ganz ehrlich diesen Schritt. Seine critique scientifique verzichtet auf das niedrige Geschäft des Lobens und Tadelns und begnügt sich damit, jegliches Kunstwerk zu „zergliedern".

Dazu kommt ein völkerpsychologischer Gesichtspunkt, den Hennequin sehr weitschweifig, aber meines Erachtens wenig klar erörtert. Er meint, so scheint es, daß zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern sämtliche denkbaren ästhetischen Anschauungen vertreten sind — qu'il y aura toujours des yeux préférer le Titien à Raphael ou inversement — und er schließt daraus, daß es in der Kunst kein ästhetisches Kriterium gebe, daß man

die Werke nur klassifizieren könne „en usant d'une distinction qui se fonde non leur beauté, mais sur leur bonté, non sur le goût, mais sur l'hygiène". Als ob man in der Naturwissenschaft nach der „Hygiene" und nicht vielmehr nach der Entwickelungshöhe des physiologischen Organismus anordne! Und wie langweilig wird schließlich eine solche „wissenschaftliche" Kritik! Nachdem man mit unendlicher Mühe ein Kunstwerk auf die Persönlichkeit des Schaffenden (mit allem was daran hängt) zurückgeführt und die Absicht des Autors in Beziehung zu einem allgemeinen psychischen Zustand gesetzt hat, ist man noch lange nicht mit der Aufzählung der Ursachen oder Bedingungen fertig. Es erübrigt beispielsweise die Aufzählung aller der Werke derselben Gattung, welche dem behandelten Kunstwerk zeitlich vorangegangen sind und auf es gewirkt haben mögen — und vieles andere, was man nebenbei bemerkt auch in den Studien der jüngeren deutschen Litteraturhistoriker angewendet findet.

VII.

Gleich Taine und Hennequin sucht Bourget in den „Essais de psychologie contemporaine" an der Hand der zur Zeit des Empire erschienenen Hauptwerke nachzuweisen, daß ein Buch ein Zeichen (signe) der Seele des Schriftstellers und diese Seele es sei, welche man in dem Buche finden muß. Um Goethisch zu reden: das Erlebnis, oder um Schillerisch zu sprechen: der Gehalt ist es, worauf es allein ankommen soll. Aus einem

tiefen Bedürfnis entsprungen, bilden Kunstwerke eine intime und notwendige Bethätigung des menschlichen Wesens. So weit und in der Beschränkung auf die große Kunst will ich es gern zugestehen. Nun geht jedoch Bourget auf einem Wege weiter, den ich nicht einschlagen möchte. Da eine Seite Prosa oder Poesie einen Seelenzustand dessen offenbare, der sie in die Welt gesetzt hat, so müsse der Leser, um sie zu verstehen, sich diesen Seelenzustand vergegenwärtigen, gewissermaßen durch die Litteratur hindurch zu einer Naturgeschichte der Geister vordringen. Kritik und ästhetische Gesetze dürfe es von jetzt an nicht mehr geben, bloß ein Beziehen von Produkt auf Produzierenden und dessen gesellschaftliche Umgebung. Die folgenden Worte Bourgets sind zu bezeichnend, als daß ich der Versuchung widerstehen könnte, sie im Original herzusetzen: „Puisque toute oeuvre de littérature ou d'art n'est qu'un état d'âme irrésistible irrésistiblement exprimé, il est bien clair que l'on pourra conclure en toute rigueur du livre à l'auteur et de l'auteur à la société."

Die Rückführung der gesamten Litteratur auf Psychologie verleitet aber Bourget zu einer merkwürdigen Inkonsequenz. Während er nämlich auf der einen Seite nicht müde wird, alles Regelwesen mit den schärfsten Ausdrücken zu verdammen, stellt er auf der andern Seite selbst die Forderung auf: der Dichter, wenn anders er lebenswahr sein wolle, dürfe niemals für diese oder jene Person seines Werkes Partei ergreifen. Der Schriftsteller soll Psycholog sein und als solcher die Unterscheidungen der Moral nicht kennen, Tugend und Laster

als eben solche Produkte wie Zucker und Vitriol auffassen, ohne Vorliebe für Zucker oder für Vitriol. Er dürfe nicht vor einer Analyse des Scheußlichsten zurückschrecken, vielmehr könne er als mutiger Seelenforscher sich selbst in die tiefsten Abgründe der Unsittlichkeit wagen. Daher tadelt Bourget lebhaft den jüngeren Dumas als einen Moralisten, der da Theorien und Handlungen beurteile, sich über ihre Folgen beunruhige und das „Gesetz" des menschlichen Lebens suche. Im Gegensatz zu Dumas ist auch der „Disciple" entstanden, obwohl er die merkwürdigsten Anklänge an Dumas' Poesie enthält.

Noch ein paar Punkte aus Bourgets Theorie seien flüchtig erwähnt. Daß er die Vererbung des Genies und die Abhängigkeit des Künstlers von seiner Epoche bedeutend überschätzt, kann nicht verwundern. Mit Ibsenscher Konsequenz überträgt er die Erblichkeitsfrage auf die gesamte Litteratur. Das psychische Leben, so lehrt er, entwickelt sich in stetiger Folge; der besondere Seelenzustand eines neuen Geschlechts ist keimhaft enthalten in den Träumen der vorangegangenen Generation. Die jungen Leute erben von ihren Eltern eine Art, das Dasein aufzufassen, welche sie, durch eigene Erfahrung verändert, den Kommenden übermitteln. Kunst- und Litteraturwerke sind das stärkste Mittel zur Übertragung dieser psychischen Erbschaft, und man muß sie demgemäß als Erziehungsmittel behandeln. Man darf wohl fragen, wie eine Poesie erziehlich wirken soll, deren Inhalt gemäß den oben mitgeteilten Anschauungen völlig nebensächlich ist. In der That sieht Bourget die Zukunft der

Litteratur in einem ganz flachen Formalismus und preist die Lyrik als die einzige zukunftsberechtigte Gattung der Poesie, weil sie am besten zur individuellen Aussprache sich eigne und die höchste Technik erfordere.

Eine andere eigentümliche Vorstellung des französischen Schriftstellers ist es, daß ebenso wie die Dichter ihre Zeit wiederspiegeln, die Volkslieder ein genauer Ausdruck der Gegend seien, in der sie entstanden. Physiognomie und Psychologie einer Gegend sollen sich mit äußerster Treue aus dem Studium der Chansons rekonstruieren lassen, denn die populären Gesänge schießen empor wie Blumen in den Thälern, am Rand der Seen, auf den Bergen. „C'est là un livre de guide d'un nouveau genre, mais singulièrement suggestif et précis.“ Wiederum ein richtiger Ansatz, ins Ungemessene vergrößert und vergröbert! Man braucht wirklich nicht zu den tadelsüchtigen Menschen zu gehören, von denen Marie Ebner so hübsch sagt: sie sehen am ganzen Achilles bloß die Ferse, um sich gegen ein Verfahren zu wenden, das unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit allgemein anerkannte Beobachtungen übertreibt.

Fassen wir zum Schluß noch einmal zusammen, was aus der Theorie vom Kunstwerk als bloßem Dokument, als „signe d'une âme“ in der Form der psychologischen Kritik Frankreichs folgt: 1) daß der Gegenstand eines Kunstwerkes gar keinen Wert besitzt; 2) daß schön und häßlich, gut und schlecht niemals auf ein Kunstwerk angewendet werden kann; 3) daß die Kunst nichts Besonderes vor den anderen notwendigen Bethätigungsweisen des Menschen voraus hat und es demgemäß

keine besonderen Kunstgesetze und keine Ästhetik geben kann.

Wer hiermit sich nicht einverstanden erklären kann, wird sich mit der Anerkennung des richtigen Kerns in den Lehren der Taine, Hennequin, Bourget begnügen, und die naturgemäße Entwickelung des guten Kerns nach Kräften fördern helfen.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Dessoir, Max

Psychologische Skizzen

Leipzig 1893

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11550811-4